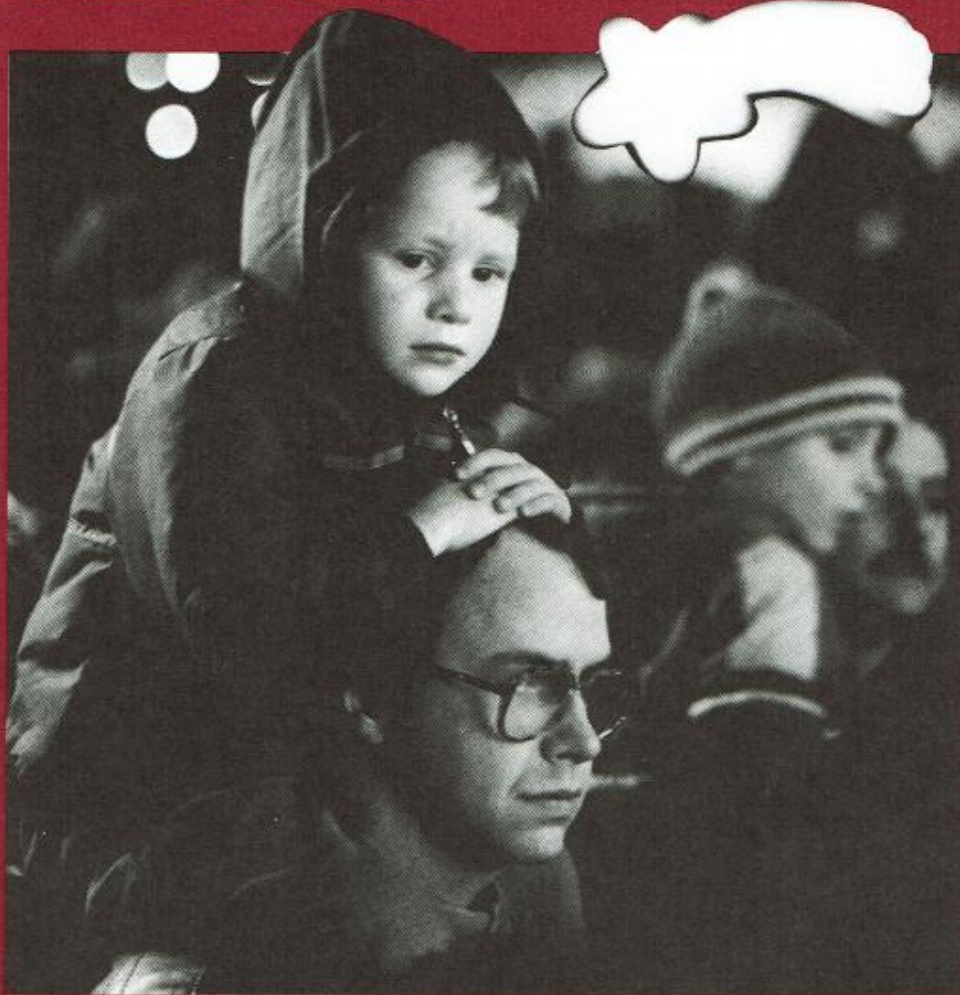


D 1086 F - 4/87

Weltweite Hilfe



**DIAKONISCHES
WERK** in Hessen und Nassau



- Gottesdienst und Diakonie ● Gewalt gegen Kinder ● Leben in, mit und trotz der Angst ● Alkoholismus: eine Krankheit? ●
- Sozialpolitik ●

INHALT

Weihnachtsgruß	1
Editorial	2
Berichte und Nachrichten	
Kurzmeldungen aus Diakonie, Kirche und Gesellschaft	4
Alkoholismus doch keine Krankheit?	8
Die Drücker kommen	10
Die Kinder seelisch kranker Eltern	11
„Ich“ und „Wir“ in den Familien heute	12
Das Jugendalter - keine Krise?	14
Die schwierige Lage Alleinerziehender	15
Irrige Annahmen über Wertewandel	16

Gewalt gegen Kinder

Kindesmißhandlung und kirchlich-diakonische Einwirkungsmöglichkeiten	
Horst Seibert	19
Zum Problem des sexuellen Mißbrauchs in der Familie und neue Handlungskonzepte für die Sozialarbeit	
Annelie Dunand	24

Beratung

Leben in, mit und trotz der Angst	35
Rolf Bick	
Theologie	
Liturgie und Diakonie	47
Heinz-Günther Gasche	
Buchbesprechungen	54
Materialhinweis	113

Im Innenteil:

**Stellungnahmen des Arbeitskreises Sozialpolitik
des Diakonischen Werkes in Hessen und Nassau**

Zeitschrift des Diakonischen Werks in Hessen und Nassau, Ederstraße 12, 6000 Frankfurt/M. 90

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieses Heftes: Heinz-Günter Beutler, Dipl.-Religionspädagoge, Diakonisches Werk in Hessen und Nassau, Frankfurt/M.; Professor Dr. Rolf Bick, Evangelische Fachhochschule Darmstadt; Pfarrer Uwe Buschmann, Gemünden; Annelie Dunand, Dipl.-Soz., Projektinitiatorin und Fachleiterin in der sozialtherapeutischen Einrichtung für sexuell mißbrauchte Mädchen, Berlin; Pfarrer Heinz-Günther Gasche, Hauptgeschäftsführer im Diakonischen Werk in Hessen und Nassau, Frankfurt/M.; Pfarrer Dr. Horst Seibert, Geschäftsführer im Diakonischen Werk in Hessen und Nassau, Frankfurt/M.; Rolf Degen, Stefan König und Dr. Renate Mreschar sind Mitarbeiter des Deutschen Forschungsdienstes. Der Beitrag von Annelie Dunand wird mit freundlicher Genehmigung der Zeitschrift SOZIALE ARBEIT, Berlin, wo er gleichzeitig erscheint, abgedruckt.

Titelgrafik: Friedhelm Meinass, Brensbach-Wallbach.

Bildernachweis: Lilo Weber, Ffm.: S. 8, 14, 48, 52; KNA: S. 1, 4, 16, 23, 25, 36; dpa: S. 9, 11, 18; DWEKD (Poster f. d. Unterricht): S. 29, 41

Redaktion: Dr. Horst Seibert (verantwortl.), Diethart Finger.

Redaktionsbeirat: Prof. Dr. Rolf Bick, Bickenbach; Pfarrer Meinold Krauss, Darmstadt; Dekanatsstellenleiter Hubertus Röhrig, Ingelheim; Prof. Dr. Dieter Stoodt, Darmstadt.

Herausgeber und Verleger: Diakonisches Werk in Hessen und Nassau, Ederstraße 12, 6000 Frankfurt/Main 90, Tel.: (0 69) 79 47-0; Postfach 90 02 29

Diese Zeitschrift wird als Mitarbeiter- und Freundeskreiszeitschrift kostenlos abgegeben.

Herstellung und Versand: PLAG-DRUCK — Druck & Verlag — 3578 Schwalmstadt-Treysa, Tel.: (0 66 91) 14 71.

37. Jahrgang - Heft 4 (215) - 4. Quartal 1987

Kindesmisshandlung und kirchlich-diakonische Einwirkungsmöglichkeiten

Eine Problemdarstellung

Horst Seibert

Definition und Dimensionen

Der Begriff „Kindesmißhandlung“ umfaßt Gewalt gegen Kinder in Form von Körperverletzungen, von extremer Vernachlässigung, von sexuellem Mißbrauch und Tötung.

Nach einer neueren Untersuchung im Auftrag des nordrhein-westfälischen Sozialministeriums werden pro Jahr in der Bundesrepublik ca. 30.000 schwere Kindesmißhandlungen registriert. Die Dunkelziffer wird von den Experten auf bis zu ca. 400.000 Fälle geschätzt.

Die statistische Erfassung kann bislang fast ausschließlich im Rahmen von Deliktahndungen geschehen (Straftat nach §§ 176, 176 d, 177, 178, 223a, 224, 225 ff. StGB); Verurteilungen erfolgen zu 70% wegen Sexualdelikten, 21% wegen Körperverletzungen, 1% wegen Tötung. Die weitaus meisten Vorfälle geschehen in der Familie.

Von all dem ist zu unterscheiden, was Sozialforscher die „strukturelle Gewalt gegen Kinder“ nennen: schulangstauslösende Faktoren, emotionale Vernachlässigung, mangelnde Verkehrssicherheit, Gefährdung durch Horror- und Pornofilme u.ä.

Ursachen

Monokausale Erklärungsversuche haben sich als untauglich erwiesen; näherliegend ist es, ein Zusammenwirken der unten genannten Faktoren anzunehmen.

Einigkeit besteht unter den Experten darüber, daß Kindesmißhandlungen offensichtlich **in allen Schichten** der Bevölkerung vorkommen.

- Die in sozialwissenschaftlicher Analyse herausgestellte Zunahme der kleinfamiliären

nicht nur Bedürfnisse, sondern auch Konflikte zwischen Eltern und Kind(ern) auf diese Gemeinschaft und überfordert diese so ständig („Dampfkessel-Familie“).

- Einer der wenigen gesicherten Faktoren: Brutale „Erziehungs“-Formen und extrem mangelhafte Zuwendung werden häufig „vererbt“, werden über Generationen weitergegeben.
- Das öffentlich propagierte Familienbild nach dem Harmoniemodell läßt oft nicht zu, Aggressionen zu realisieren und zu verarbeiten, führt zur Verarmung der Fähigkeit, unangenehme Gefühle so auszudrücken, daß sie die Familie nicht zerstören.
- Es gibt Zusammenhänge zwischen allgemein wachsender Gewaltbereitschaft (vor allem auch in sozialen Bezügen, z.B. zwischen den Geschlechtern; vgl. die Zunahme der Zahl von Vergewaltigungen auf zwischen 70-140.000) und Minderbelastbarkeit, speziell auch in Form von Autoaggression (gegen sich selbst gerichtete Gewalt); manche Sozialwissenschaftler deuten auch Kindesmißhandlung als eine Form von Autoaggression. Die ungünstige Einwirkung mißlicher Lebensumstände (der Hessische Sozialminister nennt: „unzureichende Einkommen, beschränkte Wohnverhältnisse, mangelnde Berufstätigkeit, vielfacher Berufswechsel, soziale Notstände aller Art ..., höhere Kinderzahl“) scheint erwiesen.
- Nach der neueren These von N. Postnian („Verschwinden der Kindheit“) nehmen Kinder – vor allem durch die elektronischen Medien – zunehmend die gleichen Informationen auf wie Erwachsene und überneh-

sene Verhaltensweisen; umgekehrt werden Kinder zunehmend von Erwachsenen wie kleine Erwachsene wahrgenommen und entsprechend behandelt; demnach würden also Kinder mißhandelt und sexuell mißbraucht, weil sie nicht mehr hinreichend das sog. „positive Kindchen-Schema“ auslösen (gemeint ist – nach einer älteren These von K. Lorenz – ein menschliches Pflegeverhalten auslösender Reiz).

Folgen

Kindesmißhandlungen werden durch folgende Instanzen zur Kenntnis gebracht (Reihenfolge entspricht Häufigkeit, vgl. Hess. Sozialmin.): Freunde, Bekannte, Nachbarn – Jugendamt – Verwandte – das Opfer selbst – Schule – Zufall (z.B. Ermittlung der Polizei in anderer Sache beim Täter) – Kindergarten.

- Folgen für Mißhandelte: Neben den physischen Folgen (besonders häufig im Kopfbereich: Gehirnerschütterungen, Schädelbrüche u.ä. – mit den Folgen Kopfschmerzen, Konzentrationsschwächen, mangelnde Lern- und Leistungsfähigkeit, Wachstumsstörungen) emotionale Störungen, Verhaltensauffälligkeiten, Persönlichkeitsbeeinträchtigungen, Beziehungsstörungen zu Erwachsenen, fehlendes Selbstwertgefühl, Bewältigungsformen in nach innen gerichteter Depression oder nach außen gerichteter Aggression (Bundesmin. Jugend, Familie u. Gesundheit). Hinzu kommt: „Mißhandelte Kinder haben oft das Gefühl, daß sie nicht zu Unrecht so von ihren Eltern behandelt werden. Das heißt: Sie bilden Schuldgefühle aus. Sie meinen, sie seien tatsächlich die 'bösen, unartigen oder schwierigen Kinder', die nicht anders als mit Schlägen

und Gewalt erzogen werden könnten, die nichts anderes verdient hätten ...

Mißhandelte Kinder schämen sich ihrer Situation und können anderen daher nichts davon erzählen.

Mißhandelte Kinder haben Angst. Sie befürchten, daß ihre Eltern sie noch mehr bestrafen würden, wenn sie anderen von ihrer Situation erzählten.

Mißhandelte Kinder sehen schließlich oft keine Alternative. Sie wollen keine Trennung von den Eltern, zu denen sie trotz leidvoller Erfahrungen liebevolle Bindungen haben. Sie leben gewissermaßen nach dem Motto: 'Lieber schlechte Eltern als gar keine!' (ders.).

Häufige Folge für das Kind ist die „körperliche Sicherstellung“, die im allgemeinen Trennung von den mißhandelnden Eltern (-teilen) bedeutet.

- Folge für Mißhandelnde: Kindesmißhandlung wird strafrechtlich sanktioniert (s.o.), sie wird aber auch gesellschaftlich-sozial sanktioniert: „Wie wenige Probleme beunruhigen Kindesmißhandlungen gefühlsmäßig außerordentlich stark ... Wichtig ist allerdings, daß bei den landläufigen Reaktionen auf Kindesmißhandlung eine widersprüchliche Haltung auffällt: einerseits wird die Mißhandlung eines Kindes häufig übersehen, auch von den sogenannten Fachleuten (Sozialarbeitern, Ärzten z.B.) . ..; andererseits ist die Empörung groß“ (ders.).

Charakteristisch ist die selbstexplorative Reaktion mißhandelnder Eltern(-teile): Sie schildern die Ereignisse in der Regel so, als sei **ihnen** dabei etwas zugestoßen („Daß gerade mir das jetzt passieren mußte!“ sagte

eine Mutter, die ihr Kind mißhandelt hatte; „Es ist einfach mit mir durchgegangen“ oder „Ich kann's mir überhaupt nicht erklären“ sind häufige Äußerungen). Folgereaktion ist auch Erstaunen über das Nichtvorausgesehene einer Gewalthandlung („Ich habe in meinem Ärger den Kleinen nur ein bißchen geschüttelt, damit er Ruhe gibt“).

Rechtsfolgen: „Meistens erfolgen Verurteilungen zu Freiheitsstrafen mit Bewährung. Bei einmaligem Vorfall von geringer Bedeutung und ohne bleibende Schäden können Verfahren – meist im Rahmen einer Hauptverhandlung – unter Auflagen eingestellt werden. In Fällen mit Todesfolge werden Freiheitsstrafen in der Regel ohne Bewährung verhängt.“

Die Verhängung weitergehender Maßnahmen kommt nur ausnahmsweise in Betracht; entsprechende Weisungen im Zusammenhang mit der Strafaussetzung zur Bewährung sind selten“ (Hess. Sozialmin.).

Schlußfolgerungen

- Kindesmißhandlungen sind – wie auch die Gewalt gegen ungeborene Kinder–Signale umfassender Lebensfeindlichkeit (hier handeln „Menschen, die schwach sind, die sich bedrängt fühlen, die nicht mehr weiter wissen, ... die gewaltsam reagieren, weil sie Probleme und Kränkungen nicht mehr anders verarbeiten können“, so Bundesmin. für Jugend, Familie u. Gesundheit). Insofern gilt im Grundsätzlichen, was das Diakonische Werk in Hessen und Nassau bereits früher zur Schwangerschaftskonflikt-Problematik ausgeführt hat.

Das Nicht-Schichtspezifische des Phänomens und die fast stereotypen Ohnmachts-

reaktionen der Mißhandelnden zeigen die Normalität der Bedrohung an; Kindermißhandler sind nicht „die ganz andern“, sondern „Menschen wie wir“.

- Die sozialen Seismographen versagen: Die Kindesmißhandlungsproblematik spiegelt sowohl eingeschränkte allgemeine Sozialwahrnehmung wider als auch professionelle Sichtverengungen. Auch spielt in fast „klassischer“ Weise das Element der doppelten Moral herein: Menschen, ja eine ganze Gesellschaft, die sich sonst von Kindern belästigt fühlen, reagieren auf Kindesmißhandlung besonders aggressiv.
- Die strafrechtlichen Instrumentarien erweisen sich im Blick auf Kindesmißhandlungen als ebenso wirkungslos wie etwa im Blick auf die Abtreibung. Weiterführend wären familienorientierte präventive und begleitende Hilfe-Angebote, die die Familien nicht weiter entmündigen, durch Drohung oder Bestrafung noch mehr in die Enge treiben – die vielmehr die noch vorhandenen Kräfte der Familien und die Selbständigkeit familiären Handelns stärken.

Herausforderungen an kirchliches und diakonisches Handeln

- Im Bereich der diakonischen Hilfen müßten die (sozialpädagogischen) Familienhilfen ausgebaut werden, und die Instrumentarien der Jugendhilfe müßten stärker darauf bezogen sein (vgl. anschl. Artikel).

Angesichts der Ursachenkomplexität bei Kindesmißhandlungen wie auch der Ganzheitlichkeit der Folgen (physische, psychische und soziale Schädigungen) müßten integrierte Familienhilfe-Angebote offeriert

22 Gewalt gegen Kinder

werden. Die Diakonie steht – wie auch in anderen Arbeitsfeldern – in der Jugend- und Familienhilfe vor der Zukunftsaufgabe der Vernetzung und Verkettung der einzelnen Dienste.

- Die evangelische Kirche muß ihr Verhältnis zu Kindern klären: Kinderbezogene Praxisfelder in der Gemeinde stecken entweder von der Angebots- und Nachfragesituation her in Krisen (z.B. Kindergottesdienst) oder werden von den Pfarrern/-innen nicht angemessen wahrgenommen (= bei einer Umfrage in der EKHN rückten 419 von 643 Pfarrern/-innen die Kindergartenarbeit auf die drei schlechtesten Plätze einer Wichtigkeitsskala – vgl. Hess. Pfarrblatt 1/87, S. 16; da man in der Regel das, wofür man kein Instrumentarium hat, in seiner Bedeutung nicht wahrnimmt, läßt dieses Umfrageergebnis z.B. auf Ausbildungsdefizite schließen).

Abgesehen davon, daß Kirche so ihren volkswirtschaftlichen Charakter selbst und unnötig aufs Spiel setzt: Sie versäumt auch, die Ansätze einer neutestamentlichen "Theologie des Kindes" (vg. Mk 9,37 par.; 10,14 f.; Mt. 18,6; 21,15 f. u.ö.) in zeitüblichen Formen zu realisieren.

- *Chancen und Aufgaben der Kirche:*
 - Sie soll ein kinderfreundliches Klima bewirken und in gleicher Intention auf gesellschaftlich relevante Gruppen einwirken. Es kann als gesicherte Erkenntnis gelten: Wo es eine für Kinder günstige Infrastruktur gibt (z.B. genügend viele und gut ausgestattete Kindertagesstätten, -krippen, Spielplätze usw.) und institutionale Möglichkeiten der Erziehungskommunikation, sind die Risiken für Kinder deutlich niedriger.

– Das Element „Elternarbeit“ sollte generell eine weitaus größere Rolle spielen in der pfarramtlichen Praxis und der Ausbildung hierfür (im Zusammenhang mit Kindergartenarbeit, aber auch mit Konfirmandenunterricht oder mit gemeindlichen Freizeit- und Reiseangeboten). Die meist mittelschichtorientierte und -frequentierte kirchliche Erziehungsberatung u.ä. kann dieses gemeindliche Erfordernis nicht ersetzen.

– Da Erziehung als Kommunikationsprozeß zwischen Eltern und Kindern zu verstehen ist, sind die Besonderheiten kirchlicher Kommunikations- und Sozialisationsangebote für Eltern und Kinder zu bedenken, wenn es darum geht, neben elternbezogenen Angeboten familienbezogene (also Angebote für Eltern **und** Kinder: Familiengottesdienste, -freizeiten, -feste usw.) zu offerieren. Der besondere Beitrag der Kirche in ihren Kommunikations- und Sozialisationsangeboten könnte auf drei wichtigen Ebenen liegen: a) Sie helfen Eltern und Kindern bei der gemeinsamen Einübung ethischer Grundnormen (z.B. Vergebung, Aggression, Frieden, Gerechtigkeit u.a. im familiären Bezugsrahmen und darüber hinaus); b) sie helfen Eltern und Kindern bei der Einübung in Grundaffekte und deren Kontrolle (Vertrauen, Hoffnung, Liebe, Freude, Selbstwert- und Minderwertigkeitsgefühle, Angst, Trauer, Verlassenheit usw.); c) sie helfen Eltern und Kindern bei der gemeinsamen Antwortfindung auf maßgebliche Sinnfragen („Wozu bin ich da?“, „Wer bin ich?“, usw.)

Kirche bleibt so ihrem Auftrag treu und ist zugleich ein wichtiger sozialer Faktor.



– Wirkungsvolle kirchengemeindliche Prävention für gefährdete Eltern und Kinder erfordert vor allem auch gewisse Organisations- und Kooperationsleistungen: Angebote gegenseitiger, solidarischer Hilfen, Nachbarschaftshilfen, familienentlastende Hilfen (z.B. Suchen und Zurüsten von Tagespflege-Eltern für unbeaufsichtigte Kinder – oder Modell „Leihoma“; Hausaufgabenhilfe usw.) sind mancherorts entwickelt worden, aber insgesamt in Kirchengemeinden noch selten. Die Kooperation mit gemeindepädagogischen Mitarbeiterscharten der Kirche und mit pädagogischen Einrichtungen (solchen der Kirche, aber auch der Kommunen oder der Wohlfahrtsverbände) ist erheblich ausbaufähig, ebenso das Vertrauensverhältnis zu Jugendämtern, Sozialbehörden usw. (um z.B. in Notfällen wirkungsvoll intervenieren zu können) und vor allem zu den Jugend- und Familienhilfen der Diakonie und ihren Mitarbeitern in Beratungsstellen

und Jugendwohnheimen. Diese Kooperation ist vermutlich nur durch ein vermehrtes Angebot an gemeinsamen Aus- und Fortbildungselementen zu bewirken (Modell: Kirchliche Fortbildung „Diakonie“ für Pfarrer/-innen und Sozialarbeiter/-innen).

Benutzte Literatur (in der Reihenfolge ihrer Erwähnung od. Zitation)

Die nordrhein-westf. Untersuchung wird referiert in: Art. Kindesmißhandlung, in: Aktuell – Das Lexikon der Gegenwart, 1985, S. 131

Hessischer Landtag – Drucksache 11/6969 v. 27. 11. 1986, Antwort der Landesregierung auf die große Anfrage des Abg. Kappel (F.D.P.) und Fraktion betreffend Kindesmißhandlungen in Hessen, S. 1-7

H.E. Richter, Eltern, Kind und Neurose, 1969

Der Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit (Hg.), Kindesmißhandlung – Kinderschutz. Ein Überblick, 1980

N. Postman, Das Verschwinden der Kindheit, 1983

G. Zenz, Kindesmißhandlung und Kindesrechte. Erfahrungswissen – Normstruktur – Entscheidungs rationalität, 1981

Zum Problem des sexuellen Mißbrauchs in der Familie und neue Handlungskonzepte für die Sozialarbeit

Annelle Dunand Der Inzest ist eines der ältesten Tabus der Menschheitsgeschichte. Ein Tabu, das einerseits die Struktur und Integrität der Familie als soziales System schützte, andererseits jedoch den Inzest über Jahrhunderte hinweg nicht verhindern konnte. Der sexuelle Mißbrauch von Kindern in der Familie oder im Nahraum der Familie ist und war zu allen Zeiten und in allen Gesellschaftsschichten existent. Angesichts dieser Tatsache scheint das Schweige-Gebot, das ebenfalls diesem Tabu innewohnt, wirkungsvoller als das Handlungs-Verbot.

Weil nicht sein kann, was nicht sein darf, wird der Inzest verdrängt. Man hat gelernt, daß es Sexualität zwischen Eltern und Kindern nicht geben darf, also gibt es sie auch nicht. Die Folge war, daß sich niemand Gedanken über die tatsächlichen Vorkommen und die möglichen Konsequenzen für die Kinder machte. Nun scheint es im Zuge von veränderten Gesellschafts- und Familienstrukturen möglich zu werden, dieses Tabu näher zu beleuchten.

Ausgehend von der amerikanischen Frauenbewegung, kam seit Anfang der achtziger Jahre das Problem des sexuellen Mißbrauchs von Kindern und Jugendlichen zunehmend in die Diskussion. Besonders der Selbsthilfegruppe „Wildwasser“ und anderen Initiativen im Rahmen der Frauenbewegung ist es zu verdanken, daß dieses Thema ins öffentliche Bewußtsein drang und unter anderem Fragen wie „Was alles ist Mißbrauch?“ und „Wo beginnt der Mißbrauch?“ auftauchten.

Es gibt verschiedene Definitionen von sexuellem Mißbrauch. Die wohl gebräuchlichste ist die von Schechter und Roberge (1976): „Unter sexuellem Mißbrauch von Kindern und Ju-

xuellen Handlungen, die sie aufgrund ihres Entwicklungsstandes nicht verstehen, dazu kein wissentliches Einverständnis geben können, und die die sexuellen Tabus der Familie und der Gesellschaft verletzen, zur sexuellen Befriedigung eines Nichtgleichaltrigen oder Erwachsenen“ (1).

Der sexuelle Mißbrauch von Kindern ist nicht, wie man bisher angenommen hat, ein isoliertes und ungewöhnliches Phänomen, er ist kein gelegentlicher Ausrutscher, sondern ein verheerender Tatbestand des alltäglichen Lebens, schreibt Florence Rush in ihrem Buch "Das bestgehütete Geheimnis" (2).

Um dem sexuellen Mißbrauch von Kindern und Jugendlichen vorzubeugen, ist es notwendig, das Schweige-Gebot zu brechen, d.h., z.B. öffentlich und in den Familien darüber zu sprechen. Das Erkennen von Mißbrauchssituationen hat vor allem etwas mit den Möglichkeiten professioneller Helfer zu tun. „Nur wenn wir den Mißbrauch zulassen, gibt es ihn.“ Solange jedoch die individuelle und kollektive Verdrängung aufrecht erhalten wird, und solange in jedem Fall eine Strafanzeige droht, kann man von den Betroffenen oder der Familie keine Offenheit erwarten.

Die Kriminalstatistik weist jährlich ca. 10.000 bis 14.000 Fälle von sexuellem Mißbrauch von Kindern aus (3). Man kann von einer Dunkelziffer ausgehen, die drei- bis zehnmal höher liegt als die angezeigten Fälle (4). Wie wenig diese Zahlen heute tatsächlich aussagen, wird deutlich, wenn man bedenkt, daß eher die gewaltlosen Fälle außerhalb des engsten Familienkreises angezeigt werden. So ist in einer neuen Broschüre der Berliner Kriminalpolizei vermerkt, daß in etwa 80% der Fälle der Täter

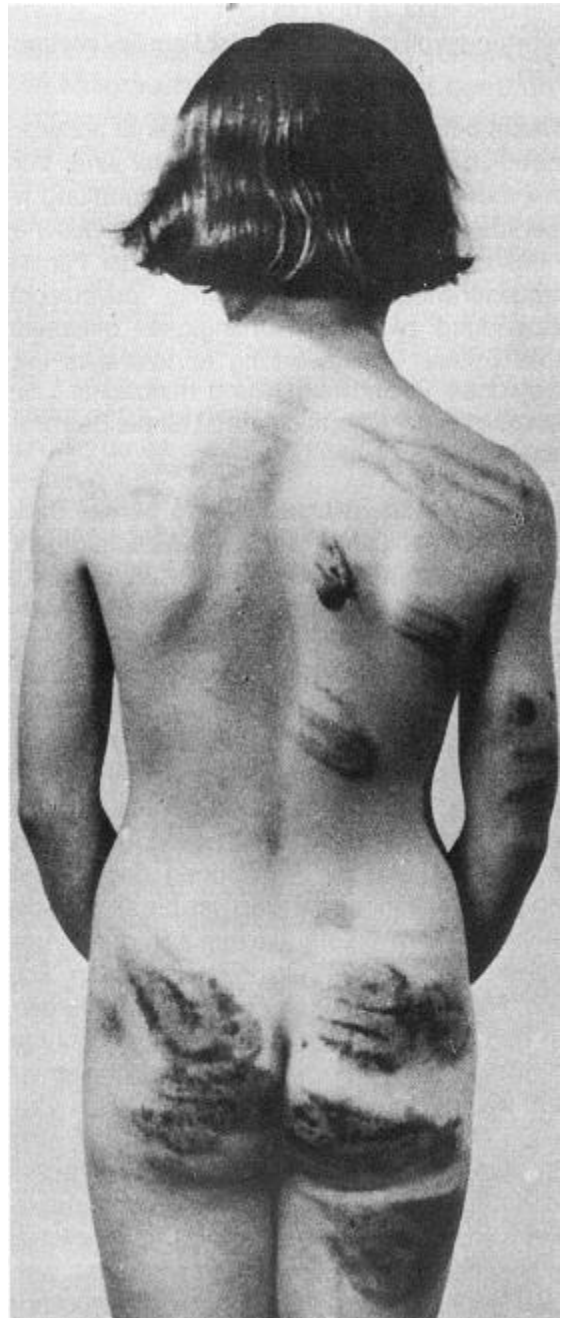
sonders schwerwiegende Fälle, zu denen z.B. der jahrelange Mißbrauch durch den Vater oder Stiefvater gehören, werden in der Regel in der Familie geheimgehalten. Aus diesem Grunde gibt es heute keine verlässliche Statistik, und es wird auch keine geben, solange die mißbrauchten Kinder und Jugendlichen innerhalb der Familien dazu gezwungen werden können, ihre Erfahrungen als Familiengeheimnis bewahren zu müssen. Die Kinder und Jugendlichen lehnen es in den meisten Fällen selbst ab, den eigenen Vater oder Stiefvater anzuzeigen, oder machen in letzter Minute vom Aussageverweigerungsrecht Gebrauch. Alle gemeldeten Fälle können in realistischer Einschätzung nur als Gipfel eines Eisbergs gesehen werden.

Neue Schätzungen weisen 300.000 Fälle jährlich aus (5.) Sie basieren im wesentlichen auf den Daten des Bundeskriminalamtes und auf amerikanischen Untersuchungen und Hochrechnungen (6). Diese gehen davon aus, daß etwa 19-25 % aller amerikanischen Frauen und 9-10 % aller Männer Opfer von sexueller Belästigung sind. Einige davon sind geringfügig, andere von unvorstellbarer Brutalität.

Eine Strafanzeige bewirkt, daß sich das Kind einer zweifachen Schuldfrage stellen muß: Einerseits weil es sich für den Mißbrauch selbst verantwortlich macht, andererseits wird ihm von den übrigen Familienmitgliedern die Verantwortung für die Folgen der Offenbarung zugewiesen.

Nicht der, der es getan hat, ist schuldig, sondern eher der, der es offenbart!

Wenn es dennoch zu einer Strafanzeige kommt, ist zu bedenken, daß das Kind bislang in einer totalen Abhängigkeit zu seiner Familie lebte — bis hin zur körperlichen Benutzung. Da-



mit bekommt es nun die Last auferlegt, verantwortungsvoll mit sich und der Familie umzugehen.

Dabei befindet sich das Kind in einer außerordentlich schwierigen Situation. Bei einer Vernehmung und in der Gerichtsverhandlung ist gerade die detaillierte Darstellung des Geschehens unumgänglich, die vorher in der Familie totgeschwiegen wurde. Diese psychische Spannung zwischen Abhängigkeit einerseits und totaler Verantwortung andererseits und zwischen Totschweigen und minutiöser Darstellung in der Öffentlichkeit ist für die Betroffenen unerträglich.

In der Fachöffentlichkeit wurde bereits Ende der siebziger Jahre die Sekundärschädigung durch die Vernehmungs- und Gerichtspraxis heftig diskutiert. Sachverständige und Fachgutachter vertraten öffentlich, daß bei gewaltlosen Delikten der Verfahrensaufwand in keinem Verhältnis zur Tat stehe und daß die Kinder durch diese Gerichtsverfahren mehr geschädigt werden können als durch die Tat selbst (7). Solange das Kind die Hauptlast in diesem Strafverfahren durch seine Aussage zu tragen hat und die Reaktionen der Umwelt noch unüberschaubar sind, ist die Gefahr der Sekundärschädigung, die ihm z.B. durch Aussagen von Angehörigen, Polizeibeamten, Ärzten, Richtern, Anwälten etc. zugefügt werden, in den meisten Fällen gegeben (8). Manchmal fühlt sich das Kind bzw. der Jugendliche erneut für fremde Interessen mißbraucht. Das Problem des sexuellen Mißbrauchs ist mit einer Strafanzeige nicht zu lösen. Soll den betroffenen Kindern und Jugendlichen wirklich geholfen werden, muß der Mißbrauch als mögliches menschliches Verhalten wahrgenommen werden, müssen die Ursachen und Hintergründe

für ein solches Geschehen in der Familie erkannt werden. Nur so kann adäquate Hilfe erarbeitet und angeboten werden.

Je weiter die Aufklärung geht und je tiefer die Problematik analysiert wird, desto höher steigt die Zahl der Betroffenen, desto jünger werden die Kinder und desto mehr Jungen sind vom Mißbrauch betroffen. Diese Fakten mögen zunächst erschrecken, doch die Erkenntnis darf nicht bewirken, daß man sich vermeintlich ohnmächtig zurückzieht und die Kinder und Jugendlichen erneut opfert. Schweigen begünstigt den Mißbrauch.

Kinder können sich nicht allein aus verhängnisvollen Verstrickungen befreien. Ihre Signale und vorsichtigen Hilferufe wurden in der Vergangenheit meist übersehen, und wenn sie doch wahrgenommen wurden, reagierte ihre Umwelt häufig mit Abwehr und Unkenntnis. Trotz der neueren Aufgeschlossenheit ist das gegenwärtige Hilfsangebot noch immer unzureichend.

Die gängige Praxis, die Kinder und Jugendlichen bei Bekanntwerden der Mißstände sofort aus der Familie herauszuholen, ohne ihnen eine Chance der Aufarbeitung und Klärung mit der Familie zu bieten, bedeutet, das Kind zum Opfer von Amtswegen zu machen.

In der Regel zieht es die Schuld für den Mißbrauch auf sich, weil es nicht weiß, daß der Mißbrauch in Familien oder im Nahraum von Familien häufig geschieht und allein Erwachsene als Mißbraucher für die sexuellen Handlungen verantwortlich sind. Es glaubt, daß dieser Mißbrauch etwas mit ihm zu tun haben muß. Es schämt sich für sich selbst, für die Familie und den Mißbraucher. Das Kind übernimmt schon in einem recht frühen Entwick-

lungsstadium die Verantwortung für das Geschehen und für die Familie. Es ist alleine nicht in der Lage, dies an die Eltern zurückzugeben. Erfahrungen zeigen, daß Eltern in Mißbrauchsfamilien sich häufig wie Kinder verhalten. Sie brauchen fachliche Begleitung von außen, um als Eltern voll gerecht werden und so die Verantwortung für das Geschehen übernehmen zu können.

Allein die Herausnahme aus der Familie und eine straforientierte Haltung gegenüber den Eltern einzunehmen, bedeutet für die Kinder, daß nur eine Seite ihrer ambivalenten Gefühle berücksichtigt wird. Denn Kinder haben immer auch positive Gefühle gegenüber ihren Eltern. Was sie ablehnen, ist der Mißbrauch; was sie sich wünschen, ist das Eingeständnis der Tat und ihre Anerkennung als eigenständige Persönlichkeit. Auf den Verdacht des sexuellen Mißbrauchs von Kindern mit Strafen zu reagieren, bedeutet auch für das Kind eine Gefahr. Es ist die mögliche Realisierung der Drohung (z.B. des Vaters): „Wenn du etwas sagst, komme ich ins Gefängnis und du ins Heim.“

Sexueller Mißbrauch — ein Familienproblem

Der sexuelle Mißbrauch ist eine Form sexueller Gewalt, die sich vor allem gegen Frauen und Kinder richtet. Er ist ein massives Problem von Abhängigen, das innerhalb der Familie besonders deutlich wird. Dennoch betrifft der sexuelle Mißbrauch in der Familie nicht nur den Täter und das Opfer, sondern alle Familienmitglieder. Das mißbrauchte Mädchen ist in Gefahr — und seine Geschwister ebenfalls.

Auch die Brüder können mißbraucht werden oder in der Identifikation mit dem Vater oder der Vaterfigur selbst zum Mißbraucher der eigenen Schwester werden.

Der sexuelle Mißbrauch von Kindern ist ein deutliches Anzeichen für eine strukturelle Familienkrise. Die Generationsgrenze hat sich verändert. Man weiß in solchen Fällen nicht mehr, wer führt und geführt wird. In diesen Familien sind die Eltern häufig die Kinder, die den Anspruch erheben, von ihren Kindern versorgt und beschützt zu werden.

Sexueller Mißbrauch von Kindern in der Familie ist keine Zufallsentwicklung, sondern das Ergebnis eines oft jahrelangen Konfliktes in der Familie, der bislang von ihren Mitgliedern verleugnet wurde. Eine betroffene Jugendliche äußerte in einem Interview auf die Frage, wie alt sie denn gewesen sei, als alles anfing: „Im Prinzip schon immer, seit kleinauf, solange ich denken kann, hat er irgendwo an uns rumgefummelt, sollten wir vor ihm nackt Sport machen, und er hat überall angefaßt und meinte, man muß kiecken, ob sich das alles richtig entwickelt. Das macht ein Vater.“

Der sexuelle Mißbrauch in der Familie ist nicht das Zentrum der Familienproblematik, sondern ein Symptom oder Endpunkt von konflikthafter Familienverhältnissen und individuellen Störungen. Tieferliegende Probleme, wie z.B. eine schwierige Partnerwahl und/oder eine starke emotionale Vernachlässigung der Kinder, gehen dem Mißbrauch häufig voraus. So kann er in scheinbar geordneten Familien dazu dienen, Konflikte zwischen den Ehepartnern zu vermeiden oder das Austragen zu verhindern: „Als er mit mir ins Bett ging, hat er seine Frau nicht mehr geschlagen“ (Aussage eines Mädchens).

In diesen Familien herrschen einerseits oft enge Moralvorstellungen, doch über Sexualität selbst wird nicht gesprochen — eine wahrhaft doppelte Moral.

In den Chaos- und Multiproblemfamilien, die in weit größerem Maße als solche bekannt sind, dient der sexuelle Mißbrauch eher der Konfliktregulierung. In diesen Familien gibt es neben dem Mißbrauch auch häufig das Problem der Mißhandlung der Frau und der Kinder. Die Angst vor den aggressiven Ausbrüchen des Vaters ist allgegenwärtig. Hier genügen Drohungen, um die Kinder einzuschüchtern.

MännerNäter, die ihre Frauen mißhandeln und ihre Töchter – in einigen Fällen auch ihre Söhne – mißbrauchen, haben ihre Rolle als Partner der Mutter, als Vater, als Beschützer und Ernährer der Familie abgegeben oder nie angenommen. Sie sind häufig von der Frau als der Mutterfigur abhängig, emotional oder auch finanziell. Eine Arbeitslosigkeit dieser Väter trägt nach gängigen Erfahrungen erheblich zu den Familienproblemen bei. Es ist nicht zufällig, daß die Mißbraucher häufig eine schwache Persönlichkeitsstruktur aufweisen. Je schwächer und nutzloser sie sich fühlen, umso gewalttätiger können sie gegen Frau und Kinder werden. Hierzu ein Auszug aus dem Bericht einer betroffenen Jugendlichen, die heute 17 Jahre alt ist:

„Früher als kleines Kind wußte ich, was recht und unrecht war. Aber ich habe mir nie viele Gedanken darüber gemacht. Meine Schwestern und ich haben in einem Zimmer geschlafen. Fast jeden Morgen sind wir aufgewacht, weil meine Eltern sich geprügelt hatten, das heißt: mein Vater mehr als meine Mutter. Meine Mutter kam dann meist weinend an unsere Bettchen und streichelte uns. Daran kann ich mich noch genau erinnern, obwohl ich sehr jung war. Aber als Kinder freuten wir uns trotzdem, wenn unser Vater abends nach Hause kam. Er hatte uns meist irgendetwas Schönes

mitgebracht. Als mein Vater damals nicht mehr arbeiten ging und nur noch meine Mutter bis spät abends tätig war, wurde langsam alles ganz anders. Wir wurden immer mehr geprügelt, wegen jeder Kleinigkeit, wirklich wegen jeder Kleinigkeit. Was wir früher freiwillig machten, wurde nun zur Pflicht, sonst würde es Prügel bedeuten. Wenn meine Mutter nach Hause kam, mußten wir so tun, als ob nichts geschehen wäre. Aber ich weiß genau, daß meine Mutter es auch gemerkt hat, was los war.“

In solchen Familien wirken die Mütter meist hilflos und überlastet. Sie schaffen aus unterschiedlichen Gründen die Trennung von dem Mann nicht mehr, obwohl sie oft jahrelang an Trennung denken.

Resigniert über die für sie auswegslose Ehe- und Familiensituation gehen sie häufig in die innere Emigration und überlassen der Tochter die Partnerrolle.

Auffallend ist, daß mißbrauchte Töchter solche Mütter, von denen sie Schutz und Hilfe bekommen sollten, selbst bemuttern, versorgen und beschützen, wenn der Mann sie mißhandeln will. Die Sorge für die Mutter überdeckt aber auch die eigene Ambivalenz, die Liebe zur Mutter wie auch den Haß, die Wut und die Enttäuschung, von der Mutter alleingelassen zu werden.

In vielen Fällen liegt eine tiefe Störung der Mutter-Kind-Beziehung vor. Schon als Kind fühlten sich diese Jugendlichen emotional unverstanden und unterversorgt. Ihre Erfahrungen, daß auch die Mutter ohnmächtig ist und ihnen in der Mißbrauchssituation nicht die notwendige Hilfe bieten kann, belassen sie über Jahre in der Abhängigkeit vom Mißbraucher. In der Regel können die Kinder erst im Jugendalter den Miß-



brauch offenbaren, besonders dann, wenn sie der Unterstützung von außen (z.B. Freund, Klassenkameradin, Lehrerin) sicher sein können. Jedoch viel früher signalisiert auch dieses Kind seiner Mutter seine Probleme, die sie entweder übersieht oder die von ihr angezweifelt werden.

Allein auf sich gestellt, übernehmen die Kinder im Laufe der Zeit die emotionale Verantwortung für den Zusammenhalt der Familie. Weder der Vater noch die Mutter sind in solchen Familien in der Lage bzw. erwachsen genug, um Verantwortung für sich selbst und für die Kinder zu übernehmen. Kinder übernehmen in solchen Familien die Erwachsenenrollen und sind dabei überfordert; sie versagen in persönlichen Bereichen, wie z. B. in der Schule, im Beruf und beim Aufbau eines eigenen Lebens. Sie fühlen sich ausschließlich verantwortlich für die Geschicke der Familie. Sie haben sich geopfert, damit die Familie zusammenbleibt. Eine Tochter, die zur Partnerin des Vaters wird, verliert ihren Kindheitsstatus, nicht aber ihre strukturelle Abhängigkeit von ihren Eltern. Wenn der Mann als Vater der Hauptbeschützer sein soll, gleichzeitig aber auch Verführer und Ausbeuter ist, und von der Mutter kein Beistand erwartet werden kann, bleibt das Kind, selbst wenn es bereits fast erwachsen ist, im Geschehen verfangen.

Hinweise, Signale und Symptome

Der sexuelle Mißbrauch kann das Kind emotional, sexuell, psychisch und physisch schädigen. Das Ausmaß dieser Schädigung ist abhängig vom Alter des Opfers und des Täters, der Dauer der Schädigung, von dem Verwandt-

schaftsgrad, dem Grad der Gewalt und der Geheimhaltung sowie von der An- und Abwesenheit von beschützenden Personen.

Mißbrauchte Kinder entwickeln die unterschiedlichsten Symptome und Verhaltensauffälligkeiten. Sie werden aggressiv, bockig, unzugänglich, schweigsam, verstockt, und neigen zu Unaufrichtigkeit. Sie haben Eß- oder Schlafstörungen, nassen ein und werden in der Schule auffällig. Oder sie verhalten sich betont unauffällig. Jugendliche zeigen Tendenzen, ihre Erfahrungen offen auszuagieren. Sie äußern ein sexualisiertes Verhalten, neigen zu Treiben, Drogen, Delinquenz und Promiskuität. Kinder dieses Alters lassen sich häufiger sexuell und emotional ausbeuten und sind in der Durchsetzung ihrer eigenen Bedürfnisse hilflos. Bei allen Auffälligkeiten und Symptomen, die mißbrauchte Kinder entwickeln, ist dies zu bedenken, daß sie als Mechanismen zu werten sind, die den Kindern dazu dienen, die jeweilige Situation in der Familie zu überleben.

Eine Behandlung dieser Symptome ohne die Einbeziehung der Familie bleibt ohne Erfolg, weil sich das Kind auch weiterhin als Problemkind bestätigt sieht. Wenn die Glaubwürdigkeit des Kindes aufgrund der gezeigten Symptome in Frage gestellt wird, nimmt es seine Äußerungen oft zurück und flüchtet nicht selten in Selbstanschuldigungen bis hin zum Suizid. Die unerkannte und unbearbeitete Problematik des sexuellen Mißbrauchs wirkt auch nach der Trennung vom Mißbraucher weiter. Das mißbräuchliche Verhalten von Erwachsenen kann ebenso wie andere Verhaltensweisen von den Kindern übernommen und in neuen Lebenszusammenhängen (Heim, Pflegefamilien etc.) re-inszeniert werden. Aus diesem Grund unterliegen die betroffenen Kinder und Jugendlichen

einer hohen Gefährdung, ihr Schicksal in allen Lebenssituationen zu wiederholen. In den gegenwärtigen Einrichtungen der öffentlichen Jugendhilfe werden sie oft untragbar. Sie wandern von Heim zu Heim, bis sie schließlich in eine Randgruppe abgedrängt werden, in der sie erneut den Mißbrauch erleben oder, wenn es um Jungen geht, selbst zum Mißbraucher werden.

Kinder und Jugendliche, die von der Familie getrennt sind, haben in seltenen Fällen noch offenen Kontakt zur Familie. Einige treffen sich heimlich mit der Mutter oder den Geschwistern oder auch dem Vater, ohne daß sie den Anlaß ihrer Trennung besprechen können. Denn auch nach der Absonderung sind sie mit den Geschehnissen der Familie beschäftigt. Ihre Schuld- und Verantwortungsgefühle lassen ihnen häufig keinen Raum für eigene Entwicklung. Das tiefe Mißtrauen dieser Kinder und Jugendlichen gegenüber allen Erwachsenen verhindert oft eine Neuorientierung. Auf sich selbst zurückgeworfen, haben sie aufgrund ihrer persönlichen Probleme kaum Chancen, ein annehmbares Leben zu führen. Wenn man diesen Kindern und Jugendlichen nicht eine umfassende Hilfe bietet, sind sie verloren und ihre zukünftigen Kinder ebenfalls. Erfahrungen zeigen, daß besonders Mütter, die in ihrer Kindheit mißbraucht wurden, trotz vieler Anstrengungen nicht in der Lage waren, sich auf die Bedürfnisse ihrer Kinder einzustellen oder sie gar zu schützen (9).

Mögliche Interventionsformen

Im professionellen Umgang mit Familien, Kindern und Jugendlichen sollte der sexuelle Mißbrauch als mögliches Hintergrundproblem für

aktuelle Schwierigkeiten stets mitbedacht werden. Im Verlauf einer Aufdeckung von sexuellem Mißbrauch in der Familie geht der Eröffnungskrise meistens eine eigene Krise der professionellen Helfer voraus. Ausgelöst durch eine persönliche Betroffenheit, durch den Mangel an deutlichen Handlungskonzepten und die Tatsache, daß es sich hier um einen Rechtsverstoß handelt, werden häufig vorschnelle Maßnahmen ergriffen, die die Gefahr der Verleugnung und der Verschwörung der Familie gegen die Helfer in sich bergen. In solchen Fällen nimmt das Kind nicht selten seine Äußerungen zurück, da es die Eltern bzw. den Vater nicht verlieren will.

Kinder und Jugendliche brauchen die Erlaubnis, über den Mißbrauch zu reden. Es ist wichtig, daß sie erfahren, daß dieses Thema auch viele andere Kinder und Jugendliche betrifft. Helfer müssen ihrerseits die Bedrohung kennen, die eine Offenbarung möglicherweise für die Familie bedeutet, und verstehen, warum die Kinder nicht über den Mißbrauch reden wollen.

In einem ersten Kontaktgespräch mit dem Kind sollte der Mißbrauch erst beiläufig angesprochen werden. Wenn die Idee des Mißbrauchs über eine dritte Person ins Gespräch gebracht wird, erhält das Kind die Chance, sich langsam einzufühlen. Ein weiteres Thema in einer solchen Unterhaltung kann der Umgang mit guten und schlechten Geheimnissen sein. Wichtig ist dabei zu vermitteln, daß das Problem der Unglaubwürdigkeit des Kindes erkannt ist. Kinder brauchen Zeit, um Vertrauen zu gewinnen. Sie haben den Wunsch, endlich über sich selbst zu entscheiden und zu bestimmen, wann und mit wem sie das Geheimnis teilen können. Der professionelle Helfer oder die gewählte Vertrau-

32 Gewalt gegen Kinder

ensperson hat die Aufgabe, sie in diesem Prozeß zu begleiten und mit ihnen ihre mögliche Perspektive zu entwickeln. Dabei ist es von größter Wichtigkeit, daß das Kind erfährt, daß es nicht Schuld an dem Mißbrauch hat, auch wenn es sich nicht früher wehren konnte. Es war alleine die Verantwortung des Mißbrauchers, daß er sich sexuell dem Kind genähert hat.

Eine notwendige Konfrontation des Mißbrauchers mit seinem Verhalten und den daraus folgenden Konsequenzen für das Kind gehört zu den wichtigsten Beratungsinhalten. Das Eingeständnis seiner Handlung vor dem Kind und in Anwesenheit eines professionellen Helfers, der nicht mit einer Strafanzeige droht, kann das Kind von seinen Schuld- und Verantwortungsgefühlen gegenüber den Eltern befreien und zugleich Raum schaffen für die eigene Entwicklung.

Ein Plan für die Krisenintervention sollte alle möglichen zuständigen professionellen Helfer einschließen. Es sollte auch geklärt werden, welche Instanzen in welcher Rolle beteiligt werden. Dabei gilt es zu überlegen, wer mit den Eltern über den Mißbrauch redet. Eine gute Vorbereitung erhöht die Geständnisrate. Die sachliche Konfrontation der Eltern mit Fakten, überzeugtes und emphatisches Auftreten hilft dem Mißbraucher oft, sein Verhalten zuzugeben und in der Folge die Verantwortung dafür zu übernehmen. Die Eltern sollten in eigenem Namen und nicht im Namen des Kindes mit der Tat konfrontiert werden. Das Kind zeigt bestimmte Verhaltensweisen und Symptome, die auch ohne seine Aussage auf einen Mißbrauch hindeuten. Innerhalb der Intervention muß die Verantwortung für Aussagen und Handlungen vom professionellen Helfer übernommen werden, damit das Kind nicht in die Schußlinie der Eltern gerät.

Es sollte das Ziel sein, den Mißbraucher zum Auszug aus der Familie zu bewegen. Das ist leider nur in seltenen Fällen zu erreichen. Wenn es gelingt, sollte die Restfamilie – zumindest über eine gewisse Zeit – eine zusätzliche Begleitung in Form einer Einzel- oder Familienhilfe bekommen, um den weiteren Schutz vor dem Mißbraucher zu gewährleisten und eine Familie zu entwickeln.

Häufiger jedoch muß das Kind aus der Familie herausgenommen werden. Aus diesem Grunde muß eine Fremdunterbringung in der Eröffnungsphase mitbedacht werden, wobei zu prüfen ist, inwieweit die möglichen Einrichtungen oder Pflegefamilien auf diese Problematik vorbereitet sind. Offenheit gegenüber den Einrichtungen bezüglich des Mißbrauchs und das Besprechen der möglichen Folgeprobleme, die im Laufe der Unterbringung entstehen können, ist eine wichtige Basis für einen möglichen neuen Lebensweg der betroffenen Kinder und Jugendlichen.

Durch die Dynamik der mißbrauchten Kinder und Jugendlichen kommen die traditionellen Heime aufgrund ihrer Strukturen und Gegebenheiten sehr schnell an die Grenzen ihrer Möglichkeiten. Da aber zu erwarten ist, daß sie auch in Zukunft mißbrauchte Kinder und Jugendliche aufnehmen, ist eine Neuorientierung und Schulung der Mitarbeiter unumgänglich.

Neue Hilfen

Aus den Erfahrungen im praktischen Betreuungskontakt mit den betroffenen Jugendlichen und ihren Familien bestätigte sich die Erkenntnis, daß sexueller Mißbrauch nicht nur ein Problem für die Jugendlichen, sondern ein generelles Familienproblem ist, in das die Jugendlichen auch nach der Trennung von ihrer Familie

verstrickt sind. Im Rahmen eines Modellprojektes für eine Gruppe von 6 Mädchen wurde deren Wunsch deutlich, die Glaubwürdigkeit und Akzeptanz der Mutter zu erreichen und die übernommene Verantwortung für das mißbräuchliche Geschehen in der Familie an die Eltern zurückzugeben. Eine Erfüllung dieses Wunsches könnte nur mithilfe der Erwachsenen (Betreuer, Sozialarbeiter/-innen etc.) erreicht werden. Mißbrauchte Jugendliche sind keine „kleinen Erwachsenen“, sie brauchen für ihre Weiterentwicklung einen vorübergehenden Kindheitsstatus in der Gruppe, für den die Betreuer die Verantwortung mitübernehmen. Die Schädigungen der betroffenen Jugendlichen waren so weitreichend und vielseitig und der Widerstand gegen eine problemorientierte Einzeltherapie außerhalb der Einrichtung so massiv, daß sie eines besonderen stationären Behandlungskonzeptes bedurften. Die aus diesen Erfahrungen entwickelte sozialtherapeutische Konzeption für Mädchen in der Ablösephase, ausgerichtet auf die individuellen Bedürfnisse und Erfordernisse dieser Altersstruktur, ist ein Ergebnis der dreijährigen Erfahrung mit dieser Mädchengruppe. Das Konzept ist nicht nur auf eine familienorientierte Therapie und Beratung beschränkt, es beinhaltet auch ein therapeutisches Milieu, das einen geklärten Ablösungsprozeß vom Elternhaus und eine Nachreife ermöglichen soll. In der „Basisgruppe“ erfahren die Mädchen Schutz und Verständnis, Akzeptanz und Vertrauen, menschliche Anteilnahme und Zuversicht. Der Aufbau einer Vertrauensbeziehung steht hier im Mittelpunkt der Betreuungsarbeit.

Die Basisgruppe, in der die Jugendlichen bis zu 3 Jahren bleiben können, soll zugleich auch

Selbständigkeit und verantwortliches Funktionieren in der Gesellschaft vorübergehend gemindert sind. Es soll ein Klima herrschen, in dem die Jugendlichen nicht ständig in Versuchung kommen, ihre Probleme auszuagieren. Ziel dieses Konzeptes ist es, die Jugendlichen dazu zu befähigen, ihr Leben möglichst selbständig und eigenverantwortlich zu gestalten. Die Unterstützung und Begleitung bei der eigenen Berufsfindung und die Verselbständigung in eine eigene Wohnung sind der Abschluß dieses sozialtherapeutischen Programms.

Mädchenwohngruppe

Das Evangelische Jugend- und Fürsorgewerk Berlin konnte mit der Unterstützung und Förderung durch das Abgeordnetenhaus und die Senatsfachverwaltung für Familie, Jugend und Sport im September 1987 mit der Realisierung dieses Konzeptes beginnen. Unter seiner Trägerschaft wird im Dezember 1987 die erste längerfristige "Sozialtherapeutische Einrichtung für sexuell mißbrauchte weibliche Jugendliche" eröffnet werden. Die Mädchenwohngruppe ist geplant für 12 Mädchen im Alter von 14 bis 18 Jahren. Die Wohngruppe, in der zunächst 8 Mädchen aufgenommen werden, hat eine Rund-um-die-Uhr-Betreuung und ein werktherapeutisches Angebot. Die angeschlossenen vier betreuten Einzelwohnungen werden zunächst von den Mädchen der jetzigen Heimgruppe belegt.

Diese sozialtherapeutische Einrichtung soll Modellcharakter haben. Sie wird von einem erweiterten und qualifizierten Mitarbeiterstab getragen. Eine enge Kooperation, fachlicher Austausch und Fortbildungen mit Kolleginnen und

richtungen, Verbänden und Vereinen haben 8) bereits begonnen und werden auch weiterhin angestrebt.

Besonders hervorzuheben ist der enge Verbund der Mädchenwohngruppe des Evangelischen Jugend- und Fürsorgewerkes mit der autonomen Beratungsstelle "KiZ – Kind im Zentrum" – Sozialtherapeutische Hilfen für mißbrauchte Kinder und ihre Familien e.V., die im Mai 1987 in Berlin 12, Sybelstraße 45, eröffnet wurde. Hier werden für die betroffenen Kinder und Erwachsenen wie auch für die Professionellen Rat und Hilfe angeboten.

s.o. Baumann

- 9) A. Miller im Nachwort von L. Armstrong: Kiss Daddy Goodnight. Aussprache über Inzest, Frankfurt/M. 1985, S.269; A. Miller spricht von Tragödien, „die sich von Generation zu Generation forsetzen, weil die so grausam behandelten Mädchen Mütter werden, die mit unbewußtem, weil verdrängtem Haß auf ihre Väter ihre kleinen Jungen erziehen, und weil diese Jungen wieder Väter werden, die an Frauen und Mädchen Rache nehmen, was solange weitergehen muß, solange wir ... nicht sehen dürfen, was sich um uns herum abspielt.“

Anmerkungen:

- 1) vgl. Arbeitskreis „Sexuelle Gewalt“ beim Komitee für Grundrechte und Demokratie e.V.: Gewaltverhältnisse, Sensbachtal 1987, S. 48
- 2) Fl. Rush: Das bestgehütete Geheimnis – Sexueller Kindermißbrauch, Berlin 1982
- 3) M.C. Baumann: Sexualität. Gewalt und die Folgen für das Opfer, Berichte des Kriminalistischen Instituts, Wiesbaden 1985
- 4) J. Heinrichs: Vergewaltigung. Die Opfer und die Täter, Braunschweig 1986 (bes. S.166 ff.)
- 5) D. Janshen: Gewaltverhältnisse oder die Freiheit Menschlicher Lösungen, in: Arbeitskreis (s.o.), S.5
- 6) D. Russel: Child Abuse and Neglect, 1983, stellt die Hochrechnung auf, daß über 1/4 aller weiblichen Kinder sexuellen Mißbrauch vor dem 14. Lebensjahr erfährt; vgl. auch D. Finkelhor: Sexual Abuse as a Social Problem, 1984, oder L. Backe u.a.: Sexueller Mißbrauch von Kindern in Familien, Köln 1986 (bes. S.7)
- 7) so z.B. Prof. Dr. R. Lempp im Tagesspiegel Nr. 10 373 vom 4.11. 1979, S.54

Weitere Literaturhinweise zum Thema

- Chr. Dorpat: Welche Frau wird so geliebt wie du? Berlin 1982
- D. S. Everstine u.a.: Krisentherapie, Stuttgart 1985
- B. Kavemann /1. Lohstöter: Väter als Täter, Reinbeck 1984
- T. Füniss: Diagnostik und Folgen von sexueller Kindermißhandlung, in Monatsschrift für Kinderheilkunde 134/1986, S.335 ff.; dies: Therapeutische Intervention bei sexueller Kindesmißhandlung, a.a. O. S. 340 ff.
- B. M. Masson: Was hat man dir, du armes Kind, **getan?**, Reinbek 1984
- D. Moggach: Rot vor Scham. Geschichte einer zerstörten Unschuld, Reinbek 1985
- E. Trube-Becker: Gewalt gegen das Kind. Vernachlässigung, Mißhandlung, sexueller Mißbrauch und Tötung von Kindern, Heidelberg 1982
- L. Sebban: Gewalt an kleinen Mädchen, Naumburg 1980
- K. Weis: Die Vergewaltigung und ihre Opfer, Stuttgart 1982
- L. Backe / N. Leick / J. Merrick (Hg.): Sexueller Mißbrauch von Kindern in Familien, Köln 1986

Leben in, mit und trotz der Angst

Rolf Bick Gibt es denn kein Leben ohne Angst? Kann man sie nicht einfach abschütteln, weit hinter sich lassen, vergessen und nur noch frei, geborgen und glücklich sein? Viele kennen solche Hoch-Zeiten des Lebens, in denen dies gelingt. Aber Tief-Zeiten gibt es auch: wenn die Angst da ist – ungerufen – und nicht weichen will.

Da ist die Angst vor dem Leben überhaupt, die tiefsitzende Urangst, die Grundangst, die in allen anderen Ängsten steckt.

In der Gestalttherapie geschieht es relativ oft, daß Erwachsene noch einmal ihre eigene Geburt durchleben. Auch diese allerersten Lebenserfahrungen sind nicht verloren, sie sind dem Verstand nur nicht zugänglich. Wir haben sie im Unbewußten gespeichert. In der Therapie wird dieses Unbewußte nun bewußt. Der Klient erlebt noch einmal seine Gefühle im Mutterleib. Hier ist es warm und weich, hier fühlt er sich geborgen und umsorgt, hier kann ihm nichts passieren. Aber irgendwann wird es zu eng. Er hat das Gefühl, erdrückt zu werden. Im warmen Mutterleib kann er nicht länger bleiben, da reicht der Platz nicht mehr. Und schließlich wird er hinausgedrückt aus der mütterlichen Wärme in die kalte Welt—ein schlechter Tausch! Und sehr bald spürt dieses kleine Menschenkind, daß dieses neue Leben hohe Anforderungen stellt. Wird es diesen Anforderungen genügen können?

Das also ist die Grundangst, die in allen anderen Ängsten steckt: die Angst, für dieses Leben nicht tüchtig genug zu sein, es nicht zu schaffen, die Angst vor dem Scheitern. Und diese Angst begleitet uns durch unsere Tage, auch wenn wir nicht daran denken, und bestimmt unser Handeln mit.

Wir wollen nun sehen, wie sich diese Grundangst in den anderen Ängsten entfaltet und konkretisiert:

Da ist die Erwartung, daß jede und jeder kein Niemand, sondern ein Jemand wird, ein 'Ich'. Im christlichen Kulturbereich haben wir gerade dies verinnerlicht: Jeder ist ein besonderer Schöpfungsgedanke Gottes, ein Original und kein Abziehbild eines anderen Menschen. Er steht als Einzelner in eigener Verantwortung vor Gott. In unserer Heimatzeitung las ich, daß Ludwig Hartung III im Alter von 92 Jahren gestorben ist und von Heinrich Hartung IX betrauert wird. Kürzlich starb Johannes Göbel XXIV. Mich berühren die Zahlen hinter den Namen. Ich möchte nämlich nicht Rolf Bick III oder IX oder gar XXIV, ich möchte Rolf Bick der einzige sein, einmalig, so wie ich bin.

Ein Jemand zu werden – diese Forderung kann Angst machen. Das ist *die Angst*, daß ich gerade dies nicht schaffe, *daß ich nicht zu einem eigenständigen Leben finde*, daß ich kein unverwechselbares 'Ich' entwickle. Ich werde dies an einem Beispiel aus unseren Gestaltgruppen illustrieren, wobei ich die Namen natürlich ändere:

Detlev ist gut 50 Jahre alt, fleißig, strebsam, in guter beruflicher Position mit vielen Überstunden. Für seine große Familie hat er ein großes Haus gebaut. Er arbeitet seit vielen Jahren in der Kirche mit. Erstaunlich, wie er das alles schafft! In unserer Gruppe ist er immer hilfsbereit. Er sieht als erster, wenn etwas zu tun ist und tut's dann ohne große Worte. Er hat viel erreicht und ist doch nie zufrieden. Diese Unzufriedenheit bearbeiten wir dann in der Therapie. Sie führt uns zu seinem Vater, der so ganz anders war. Der Vater war ein zufriedener Mensch, aber er hat's zu nichts gebracht. Das



Haus, in dem die Familie wohnt, hat er nicht selbst gebaut, er hat's von seinen Eltern übernommen. Er war sein Leben lang auf einem kleinen Flugplatz bei der Flugplatzfeuerwehr. In all den Jahren hat es dort nur einmal gebrannt. Morgens geht er fröhlich pfeifend aus dem Haus, setzt sich am Flugplatz in die Sonne oder an den warmen Ofen – so Detlevs Darstellung. Und abends kommt er fröhlich und zufrieden wieder nach Hause. Er genießt das Abendessen und trinkt danach sein Viertel. Zuhause rührt er keinen Finger mehr, denn er hat ja 'gearbeitet' und den Feierabend verdient.

Als Detlev dies erzählt, kommen die Gefühle seiner Jugend hoch: viel Bitterkeit und Verachtung. „So möchte ich nicht werden“, sagt er und hat darum sein Gegenprogramm entwickelt. Er ist nicht faul, sondern fleißig und strebsam. Er bringt's zu etwas. Er sitzt daheim nicht im Sessel und läßt die Frau arbeiten. Er hilft und schaut, wo er sonst noch helfen kann. „So wie Vater möchte ich nicht werden, und auch nicht wie Mutter, die weinerlich klagt und sich hängen läßt“. Deshalb läßt er sich nicht hängen, er fordert viel von sich, und er hält durch. Sein Hobby ist Bergsteigen! Inzwischen hat er längst vergessen, daß seine Art zu leben das Gegenprogramm zu seinen Eltern ist; geboren und durchgehalten aus der Angst heraus, so zu werden wie sie. Lebensprogramme als Gegenprogramme, das findet sich häufiger, als wir meinen – vielleicht gar bei uns selbst. Und vielleicht verstehen wir auch *die Angst, zu werden wie diese oder jene*.

Die Psychologen sprechen hier von Abgrenzung, daß man eine Grenze ziehen müsse zwischen sich und den anderen. Das ist eine erhebliche Zumutung, denn Mutter und Kind wa-

ren ursprünglich eins, waren untrennbar verbunden. Jetzt aber soll jeder für sich stehen. Damit dies gelingt, muß das Kind Mutters und Vaters und andere Hände loslassen. Es muß sich ablösen im wörtlichen und übertragenen Sinn. Und da ist *die Angst, daß ich's nicht schaffe, auf eigenen Füßen zu stehen*.

Ich könnte von Kindern berichten, die sich nicht von ihren Eltern und von Eltern, die sich nicht von ihren Kindern lösen. Ich wähle aber ein anderes Beispiel, wieder aus unserer Gestaltgruppe: Elise lebt seit 15 Jahren mit ihrem Freund zusammen. Es gibt viel Fremdheit zwischen beiden, viel Streit und Verletzungen. Sie fragt sich und mich: „Warum lasse ich mir das alles gefallen?“ Diese Fragen nehmen wir auf und stoßen in der Therapie auf die Angst vor dem Alleinsein. Sie hat Angst, für sich allein auf eigenen Füßen zu stehen. Und darum hält sie das alles aus. Er aber hat sie in der Hand, kann ihr noch viel mehr antun, denn er geht kein Risiko ein. Sie wird bleiben, ohne sich zu wehren – solange diese Angst so stark ist.

Viele Menschen, sagt Fritz Riemann, gleichen dem kleinen Mond, der um die große Sonne kreist. Die Sonne zieht ihre weiten Bahnen, und der Mond läuft immer mit, umkreist sie, ist angewiesen auf ihr Licht und ihre Wärme. Denn der Mond hat kein eigenes Licht und keine eigene Wärme **(1)**. Ein solches Leben ist getrieben von der Angst vor dem Verlust. Das ist *die Angst, alleingelassen zu werden und dann nicht mehr leben zu können*.

Wir sprachen von der Anforderung des Lebens, ein 'Ich' zu werden, und von der Angst, dies nicht zu schaffen, nicht zu einem eigenständigen Leben zu finden, sondern zu werden wie diese und jene. Wir sprachen von der Schwie-

rigkeit, sich abzugrenzen aus Angst, alleingelassen zu werden, und dann nicht mehr leben zu können.

Das aber ist nur die eine Seite. Ich soll nicht nur 'Ich' werden, ich soll auch zum 'Du' finden, ich soll mich nicht nur abgrenzen. Ich soll auch auf die Menschen zugehen können, die mir in den Weg gestellt sind und die ich mir zunächst überhaupt nicht und später nur zum Teil auswählen kann. Und da ist *die Angst, mit den Menschen nicht zurechtzukommen*.

Wenn wir in der Gestaltarbeit in die Lebensgeschichte der Klienten zurückgehen, stoßen wir manchmal auf den ersten Tag im Kindergarten oder in der Schule. Die Ängste aber, die da deutlich werden, sind nicht nur Kleinängste: Mutter hat den kleinen Jungen oder das kleine Mädchen hergebracht und geht jetzt weg. Das Kind ist alleine unter vielen Fremden. Ob die gut zu mir sind, ob die mich mögen? Oder werden sie mir Böses antun? Kann ich mich hier durchsetzen oder muß ich klein begeben? Nehmen mich die anderen ernst oder lachen sie mich aus? Da ist *die Angst, von den anderen nicht angenommen, nicht akzeptiert zu werden*, so wie ich bin. Bin ich selbst wichtig für die Menschen, die mir wichtig sind? Bemerkten sie mich oder übersehen sie mich? Das ist *die Angst, für keinen wirklich wichtig zu sein*, daß sich nichts ändert, wenn ich fehle. Wenn ich weggehe, dann soll nicht nichts, dann soll wenigstens eine Lücke sein. Ich möchte nicht überflüssig sein, das ist *die Angst vor dem wirkungslosen, dem folgenlosen Leben, daß ich keine Spuren hinterlasse*.

Zu der Anforderung des Lebens gehört, daß ich mich immer für das eine und gegen das andere entscheiden muß. Ich kann nicht durch alle Tü-

ren gleichzeitig gehen. Da ist *die Angst vor der Entscheidung*, sich festzulegen und anderes dadurch zu versäumen.

Als junger Mann lernte ich eine junge Frau kennen. Wir fanden Gefallen aneinander, haben uns zum Heiraten entschlossen, sind eine Familie geworden und leben jetzt gut dreißig Jahre zusammen. Genau genommen ist dies ein herber Verzicht. Denn heiraten kann ich nur eine Frau. Es gibt aber viele andere interessante hübsche Frauen, und da wachsen immer wieder neue nach.

Manche jungen Leute schieben diese Entscheidung auf. Sie ziehen zusammen, ohne sich fest zu binden. Ich denke wieder an Elise und ihren Freund. Nach 15 Jahren Zusammenleben möchte sie nun ein Kind. Doch zuvor möchte sie Klarheit über ihre Zukunft. Sie möchte das Kind nicht alleine erziehen, es soll einen Vater haben. So fragt sie ihren Freund, ob er sich inzwischen entschieden habe, ob er bei ihr bleiben wolle. Doch sie bekommt kein klares 'Ja'. Er weiß es noch nicht. Auf dieses 'Ja' wartet sie schon lange und wird vielleicht noch länger warten – bis sie kein Kind mehr bekommen kann, weil sie dafür zu alt geworden ist. Auch so fallen Entscheidungen. Wenn *ich* mich nicht entscheide, entscheidet sich's irgendwie.

Sich gegen das eine und gegen das andere entscheiden zu müssen – hier überfordert uns das Leben. Denn oft kann ich die Folgen kaum abschätzen. Ich muß die Weichen stellen und weiß nicht genau, wohin die Gleise führen. „Hätte ich das alles vorher gewußt, hätte ich's anders gemacht. Aber ich konnte es ja nicht wissen“. Viele Entscheidungen lassen sich eben nicht mehr rückgängig machen, weil sie Fakten geschaffen haben. Und vor allem: Wir können die gelebten Jahre nicht noch einmal

leben. Vieles ist nicht mehr nachzuholen, das ist endgültig vorbei.

Diese Überforderung wird umso größer, je komplizierter und undurchschaubarer unser modernes Leben wird. Bei der Berufswahl wissen wir nicht mehr so genau, welche Berufe eine Zukunft haben. Auch vieles andere kann der Einzelne noch nicht wissen, weil wir alle noch nicht wissen, wie's denn in unserer Gesellschaft weitergeht. Nur dies ist klar: Obwohl so vieles undurchschaubar bleibt und ich damit überfordert bin, muß ich mich immer wieder entscheiden. Und darum ist da viel *Angst, etwas falsch zu machen* und später dafür teuer bezahlen zu müssen.

Zu den Anforderungen des Lebens gehört, daß ich immer wieder dem Unbekannten begegne, daß ich auf Neues zugehen muß. Dazu brauche ich viel Sicherheit.

Wir können dies bei jedem Kleinkind beobachten, das anfängt alleine zu laufen. Es wird nicht gleich in die weite Welt laufen, es wird nur so weit gehen, wie es sich sicher fühlt. Es muß die Mutter noch sehen, später nur noch hören können. Und wenn es neue Räume erschließt, nimmt es Bekanntes mit, ein Spielzeug etwa oder ein Kissen, das ihm ein Stück Sicherheit gibt.

Ohne Sicherheit können wir nicht in die Zukunft gehen, auch nicht in das heute noch unbekannte Morgen. Darum haben wir *Angst, daß unsere Sicherheiten zerbrechen*.

Dazu wieder ein Beispiel: Hans hat einen gradlinigen Lebensweg: Schule, Studium, Referendar, Lehrer. Er hat eine Frau und zwei Kinder. Er hat einen Bausparvertrag und wird später für sich und seine Familie ein Haus bauen. Er ist Beamter auf Lebenszeit. Er hat sich in dieser

unsicheren Welt eine sichere Oase geschaffen. So hat er's gewollt, zielstrebig darauf hingearbeitet.

Seit einiger Zeit kriselt's in seiner Ehe, aber Hans hat das nicht sehen wollen. Schließlich verliebt sich seine Frau in einen anderen Mann, eine Romanze, die zwar bald wieder zu Ende ist, aber die Frau aufwühlt. Sie fragt sich: Was fasziniert mich an diesem fremden Mann? Was fehlt mir in meiner Ehe? Ich weiß nicht mehr, was mit mir los ist!

Um dies zu klären, sind sie nun in die Beratung gekommen. Aber der Klärungsprozeß kommt nicht recht in Gang, denn Hans ist von der Angst erfüllt, daß nun alles zusammenbricht, wofür er bisher gelebt und gearbeitet hat. Er hat Angst, daß seine schöne Oase durch einen gewaltigen Sandsturm verschüttet wird und er mit. Unter diesem Druck allerdings läßt sich kaum etwas klären. Er hat nicht die Geduld dazu, weil er die Unsicherheit nicht erträgt. Er will nur wissen, ob seine Frau ihn noch liebt, und er bedrängt sie, ihm dies zu bestätigen – und zwar sofort. Zu groß ist die *Angst, den Boden unter den Füßen zu verlieren, die Angst vor dem Chaos, das hereinbrechen könnte und dessen ich dann nicht mehr Herr werde*.

Ich habe die Angst vor dem Chaos an einer fast alltäglichen Ehekrise verdeutlicht. Inzwischen hat Hans dazugelernt. Wenn beide die für sie sehr anstrengende Beratung durchhalten – vielleicht wird's dann wieder gut zwischen ihnen.

Diese Angst hat aber noch andere Dimensionen. Sie ist hochgekommen bei denen, die sich in der Friedensbewegung sammeln, und bei denen, die das Reaktorunglück in Tschernobyl so unruhig macht. Es ist die Angst, daß es trotz unserer Lebenstüchtigkeit schiefgehen kann,

daß über unsere Köpfe hinweg etwas Schlimmes mit uns gemacht wird und wir nichts dagegen tun können. Es ist *die Angst*, daß *über uns verfügt wird und wir ausgeliefert sind*.

Ich habe von der Grundangst gesprochen, für dieses Leben nicht tüchtig genug zu sein und zu scheitern. Ich habe die konkreten Ängste vorgestellt, in die sich diese Grundangst hinein entfaltet. Ich habe damit nichts Neues gesagt, ich habe nur das, was wir alle wissen, ausgesprochen und geordnet. Ich vermute, daß sich die Leser darin wiederfinden. Wie aber können wir in, mit und trotz der Angst leben?

Ich stelle nun zwei Möglichkeiten vor, von denen ich die erste für schlecht und die zweite für besser halte.

Die Wiederkehr des Verdrängten

Wie wir mit Angst umgehen, das ist abhängig von unserer Umwelt, von der Kultur, in der wir leben. Denn wir richten uns zunächst nach dem, was üblich ist, was wir von anderen gelernt haben und kennen.

Wir leben in einer Kultur, die dieses Problem nicht löst, sondern beiseite schiebt. Hier hat man sich entschieden, Angst möglichst zu ignorieren, nicht hinzuschauen, solange es geht. Psychologisch gesprochen: wir haben uns entschieden, Angst zu verdrängen. Darum ist in unserer Gesellschaft Angst auch nicht salonfähig, d.h. sie ist nicht Gegenstand der Gespräche im Salon, wo Menschen zusammenkommen und über alles mögliche reden, aber nicht über die eigene Angst. Angst gilt als Zeichen von Schwäche. Schwäche aber zeigt man nicht, das wäre peinlich.

Vom Wegschauen allerdings verschwindet keine Angst. Dies Verhalten entspricht eher der

Entwicklungsstufe des Kleinkindes: Wenn der große Hund kommt und das Kind nicht mehr weglaufen kann, dann dreht sich's um und hält sich mit den Händen die Augen zu. Wenn ich die Gefahr nicht sehe, dann kann sie mich auch nicht sehen — ein typischer Irrtum.

Ich möchte dies wieder an einem Beispiel aus der Beratungsarbeit deutlich machen: Erika, etwa 35 Jahre alt, hat Angst vor vielerlei und weiß nicht warum. Bei vernünftiger Überlegung braucht sie eigentlich keine zu haben. Aber die Angst kommt immer wieder und muß von ihr immer wieder überwunden werden. Und sie hat schlimme Angstträume. Sie mag oft nicht ins Bett gehen, weil sie weiß, daß die Träume wiederkommen.

In der Beratung stoßen wir schließlich auf das Schlüsselereignis ihrer Kindheit: Sie ist 6 Jahre alt und soll im Garten Petersilie holen. Dazu muß sie durch den Hühnerhof gehen. Doch plötzlich kommt der große Hahn auf sie zu und will ihr die Augen auspicken. Sie hat große Angst, läuft schnell weiter in den Garten und schlägt die Türe hinter sich zu. Aber sie muß ja wieder zurück, und wieder durch den Hühnerhof. Als sie schließlich weinend zurückkommt, tut Mutter dies alles ab: „Du bist ein Angsthase, der Hahn tut mir nichts und dir nichts“. Erika aber hat das anders erlebt. Doch Mutter schaut nicht hin, sonst sähe sie, wie groß und bedrohlich ein so großer Hahn für ein so kleines Mädchen ist. Damit sie's lernt, muß Erika jetzt öfters Petersilie holen. Und immer wieder hat sie dieselbe Angst, und immer überwindet sie sich und läuft dann, so schnell sie kann. Und immer wieder sagt Mutter, daß dies alles Unsinn sei. Irgendwann gibt es diesen bösen Hahn nicht mehr und Erika vergißt diese Szenen. Aber diese verdrängte Angst ist damit nicht einfach



weg. Sie überträgt sich auf vieles andere, was ihr im Leben begegnet. Noch als Erwachsene hat sie immer wieder das Gefühl, daß da etwas ganz Schlimmes und Gefährliches auf sie zukommt. Und immer wieder suggeriert sie sich selber: es ist ja nicht so schlimm. Sie gibt sich – bildlich gesprochen – einen Ruck und läuft los. Aber die Angst verfolgt sie bis in die Träume hinein.

Hier wird deutlich, was bereits Sigmund Freud so gesehen hat: Angst, die wir verdrängen, wirkt aus dem Unbewußten heraus und beeinflusst unser Leben. Theoretisch wissen das heute sehr viele. Einiges von dem, was Freud gesagt hat, gehört ja zum allgemeinen Bildungsgut. Aber ob ich das ganz allgemein für richtig halte, oder ob ich's bei mir selbst erfahre – das allerdings ist ein Unterschied.

Ich stelle ein weiteres Beispiel vor. Dabei soll noch einmal deutlich werden: Das Verdrängte, Beiseitegeschobene löst sich nicht einfach auf. Es gibt eine Wiederkehr des Verdrängten. Verdrängtes kann unser Leben einengen. Es kann uns daran hindern, so zu leben, wie wir's gerne möchten.

Johanna hat ihren Partner gern, aber wenn er mit ihr schlafen will, rebelliert ihr Körper. Sie fühlt sich vergewaltigt und ausgeliefert. Ihr wird übel, der Ekel kommt hoch und sie verschließt sich. Solche Nähe kann sie nicht ertragen. Sie möchte dann weit weglaufen.

Die Beratung führt wieder zurück in ihre Kindheit: Der Vater hat das kleine Mädchen sexuell belästigt und schon sehr früh immer wieder mißbraucht; vor allem, wenn er betrunken war. Ein so kleines Mädchen aber kann sich gegen einen so großen Vater nicht wehren. Sie ist ihm ausgeliefert und kann nicht weglaufen. Sie ver-

geschieht. Sie will's der Mutter sagen, aber die will das nicht hören. Auch diese Mutter will das Problem durch Wegschauen lösen. Sie hält sich – bildlich gesprochen – die Hände vor die Augen: daß nicht sein kann, was nicht sein darf! Es ist ihr zu peinlich. „Du bist verrückt“, sagt sie, „du hast böse und schmutzige Phantasien. Du solltest dich schämen. Und daß du niemandem so etwas erzählst!“.

Die kleine Johanna entwickelt nun eine Strategie, um trotz allem überleben zu können. Sie sorgt dafür, möglichst wenig mit dem Vater alleine in der Wohnung zu sein. Sie ist frech und ungezogen zum Vater. Das ärgert und erzürnt ihn, so daß ihm die Lust am Schmusen vergeht – eine Abschreckungsstrategie! Sie hat nie Zeit für ihn und erfindet viele Ausreden, was sie noch alles tun muß. Sie ist immer mit irgendetwas Wichtigem beschäftigt. Eine Überlebensstrategie aus der Angst heraus, er könnte ihr wieder zu nahe kommen!

Das Schlimme hat Johanna später verdrängt, und sie ist tief getroffen, als ihr dies alles bewußt wird. Und sie erkennt plötzlich, warum alle ihre Männerbeziehungen zerbrechen mußten. Auch als erwachsene Frau hat sie die Überlebensstrategie von damals benutzt, die unbewußten und eingeschliffenen Verhaltensweisen von früher:

- Wenn sie mit einem Partner zusammen ist, ist sie selten mit ihm allein. Es sind immer irgendwelche Leute dabei. Es wird deutlich, daß sie dies jeweils so arrangiert.
- Wenn's gemütlich und schmusig wird, kommt immer etwas dazwischen. Es gibt Verstimmung, Streiterei und Belangloses, bis er verärgert ist und keine Lust mehr hat.

– Wenn er mit ihr ins Bett will, dann hat sie gerade allerlei Wichtiges zu tun oder ist furchtbar müde. Sie hat Kopf- oder andere Schmerzen. Da muß er einsehen, daß es jetzt nicht geht.

Dies alles mag ihr damals geholfen haben. Heute aber bekommt sie auf diese Weise nicht, was sie sich zutiefst ersehnt: Eine gute beständige Partnerbeziehung.

Erika und Johanna, sind das nicht doch die bedauernswerten Ausnahmen, mit denen wir nichts gemeinsam haben?

Daß Eltern die Ängste ihrer Kinder unterdrücken, das ist so selten nicht. Und daß kleine Mädchen vergewaltigt werden, das geschieht viel häufiger, als wir vermuten. Natürlich muß das bei uns nicht genau so gewesen sein. Jeder hat seine eigene Geschichte mit der Angst. Vielleicht aber haben auch wir solche Überlebensstrategien, die uns einengen, die uns hindern, unsere Möglichkeiten zu ergreifen, daß wir auf diese Weise nicht bekommen, was wir uns ersehnen. Denn wir möchten nicht irgendwie überleben, wir möchten leben!

Damit wir's nicht mißverstehen: Nicht jede Angst von früher engt uns heute ein. So gehört zu meiner Kindheitsgeschichte eine Szene aus dem Luftschuttkeller: Ich erlebe den dritten und schwersten Luftangriff auf meine Heimatstadt Wuppertal. Das Anschwellen der Motorengeräusche der riesigen Bomberflotten, dann das Krachen der Bomben ringsum, das Abswellen der Geräusche und wieder das Krachen und die Angst, ob's uns diesmal trifft und ob die Kellerdecke hält. Wir sitzen ganz nahe bei der Mutter. Wir spüren ihre Angst, und sie spürt unsere. Wir sprechen und schweigen zusammen, sie betet. Nachher ist die Stadt

eine große Trümmerwüste, wir aber sind dem Inferno noch einmal entkommen.

Auch diese alte Angst ist nicht einfach weg. Wenn heute die Sirenen heulen, dann berührt mich das. Wenn ich im Fernsehen einen Kriegsfilm sehe, kann ich nicht unbeteiligt zuschauen. Ich spüre, daß dies ein Teil meiner Lebensgeschichte ist. Wenn ich dabei das Motorengeräusch von Bomberverbänden höre, dann schlägt mein Puls schneller. Das regt mich noch auf, aber es lähmt mich nicht mehr, es engt mich nicht ein. Es hindert mich nicht, mich jetzt meines Lebens zu freuen und meine Möglichkeiten zu ergreifen. Ich weiß aber, daß es anderen Menschen mit ihren Kriegs- und Fluchterlebnissen schlechter geht (2).

In unserem Kulturkreis aber versuchen wir, solche tiefen Erlebnisse und die daraus entstehenden Ängste zu verdrängen. Daß uns dies nicht weiterhilft, das hat schon Sigmund Freud gesehen. Er war der Aufklärung verpflichtet, jener Bewegung, die auf das vernünftige Denken setzte. Durch beharrliches logisches Denken können wir Vorurteile entlarven, den Dingen auf die Spur kommen und Probleme lösen. Aber Freud erkannte auch, daß dies noch nicht der Kern der Sache, daß dies noch zu oberflächlich ist. Wenn das Unbewußte, das Verdrängte einen starken Einfluß hat, dann genügt eben nicht die Aufklärung des Verstandes, die Befreiung des Denkens. Dann brauchen wir die Aufklärung des Verdrängten, dessen, was dem Verstand nicht ohne weiteres zugänglich ist.

Dann brauchen wir die Erhellung der Kräfte und Ängste, die das Leben zutiefst mitbestimmen (3). In einer Verdrängungskultur aber ist das nicht möglich. Da will man das auch nicht. Es paßt nicht in das Selbstbild der jungen dynamischen Macher.

Dabei gehört es eigentlich zu den zentralen Aufgaben der jeweiligen Kultur, Formen zu entwickeln, die den Menschen helfen, mit ihrer Angst umzugehen; daß sie von der Angst nicht überflutet und lebensuntüchtig werden, sondern leben können in, mit und trotz ihrer Angst.

In anderen Kulturen geschieht dies auch. Eine Kultur aber, die Angst verdrängt, kann hier nichts helfen. Die alten Formen der Hilfe verkümmern und werden vergessen.

Wir sehen dies bei Krankheit und Sterben: Wenn wir unsere eigene Angst vor dem Sterben wegdrängen, können wir auch nicht offen und unbefangen mit dem Sterbenden über seine Angst sprechen. Darum sterben bei uns viele Menschen in großer innerer Einsamkeit.

Erwachsene – vor allem Männer – dürfen bei uns nicht öffentlich weinen. Selbst bei der Trauerfeier und am Grabe versuchen wir, uns zu beherrschen. Wir kämpfen gegen die Tränen, anstatt sie fließen zu lassen. Wer aber nicht weinen kann, kann auch seine Trauer nicht wirklich verarbeiten mit all den negativen Folgen für die seelische Gesundheit.

Wie inhuman muß eine Gesellschaft sein, in der man erst in eine teure Therapie gehen muß, um weinen zu können. Und manche müssen's dort erst mühsam erlernen.

Befreiende Sprach-Kultur

Die Angst verdrängen, das also ist die schlechte Möglichkeit. Viele Menschen beginnen zu verstehen, daß dies nicht weiterhilft.

Darum brauchen wir eine andere Kultur, und wir müssen sie uns selbst schaffen. Denn wer in, mit und trotz der Angst leben will, muß anders leben. Aber wie?

All das Verdrängte ist wie ein Schatten, der uns immerfort begleitet (4). Da sind die Erfahrungen des nicht Geglückten, die Erfahrungen von Schwäche, Versagen, Schuld und Scheitern, da ist unsere Angst. Diese Nachtseite unseres Lebens werden wir nicht los, indem wir sie ignorieren. Wir dürfen dies nicht einmal wollen, denn all dies gehört auch zu uns.

Das wäre das andere Leben, die andere Kultur, die wir uns schaffen müßten: Wir müßten die Nachtseite unseres Lebens akzeptieren, weil auch sie zu uns gehört. Die Angst nicht verdrängen, nicht gegen sie, sondern mit ihr leben – *hinschauen, nicht wegschauen*.

Unsere Vorfahren haben dies noch gewußt. So finden sich an vielen gotischen Kirchen in Stein gehauene Dämonen und Teufelsfratzen, Symbole für diese Nachtseite, für all das Schreckliche, Angstmachende und Böse. Die frommen Baumeister haben sie an ihren Kirchen angebracht, weil auch sie zu dieser Welt gehören; damit die Menschen hinschauen, nicht wegschauen.

Die spätere Aufklärung konnte mit Teufeln und Dämonen nichts mehr anfangen. Das Leben ließe sich mit Vernunft und gutem Willen meistern, so meinten sie – eine wohl zu harmlose Weltsicht. Es geht mir nun nicht darum, den Teufels- und Dämonenglauben wieder zu beleben. Ich möchte nur dies betonen: Hier wird eine Tiefe verleugnet, die sich nicht ungestraft verleugnen läßt. Mit dieser Verharmlosung machen wir uns selbst etwas vor.

Es ist auch nicht einzusehen, warum Christen hier mitmachen sollten. „Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal, bist Du (Gott) doch bei mir“, sagt der Psalmist im 23. Psalm. Warum sollten wir mit viel Kraft diese Täler einebnen wollen, mit viel List und Scharfsinn halbsbrecherische Brücken darüber bauen mit der

beständigen Angst, daß sie einstürzen könnten? Wir könnten uns stattdessen darauf verlassen, daß Gott auch in der Tiefe bei uns ist.

Wenn wir uns darauf einlassen, machen wir eine befreiende Erfahrung: Das Verdrängte bindet uns, das Benannte läßt uns los.

Wir machen uns dies an Johanna deutlich, die von ihrem Vater vergewaltigt worden war. Sie kam anfangs nicht deshalb in die Beratung, sondern weil sie Angst hatte, verrückt zu werden, obwohl äußerlich kein Anlaß dazu bestand. Warum sollte sie auch? Sie führt ein ganz normales Leben. Doch sie vergleicht sich immer wieder mit andern, ob das, was sie tut, auch 'normal' ist. Manches, was sie gerne täte, tut sie nicht, damit keiner meint, sie sei verrückt. Wir haben dann in der Beratung nicht weggeschaut, sondern hingeschaut und stoßen auf das Verdrängte. Genau dies hatte Mutter damals gesagt: „Was du erzählst, sind lauter verrückte Gedanken. Wenn du so weitermachst, wirst du noch ganz verrückt“. Und beim Hinschauen und Aussprechen fällt die Angst ab: „Ich bin so normal wie andere Menschen, und bin's immer gewesen“. Für sie ist das eine große Befreiung.

Das gehört auch zu der neuen Kultur, die wir schaffen müssen: *Ängste nicht verdrängen, sondern aussprechen*. Johanna brauchte dazu therapeutische Hilfe, aber das muß nicht immer so sein. Vielen ist geholfen, wenn sie aussprechen, was sie im Innersten bewegt, und wenn Menschen da sind, die zuhören und mitfühlen können, weil sie nicht selbst zu den Verdrängern gehören.

Die Kirche wäre ein Ort, eine solche Kultur zu leben. Sie könnte für viele das leisten, was Beratung und Therapie nur für wenige leisten

kann. Denn trotz aller – hoffentlich – hohen fachlichen Qualifikation des Beraters geschieht in der Beratung etwas sehr einfaches: Der Berater begleitet den Klienten in die Dunkelfelder seines Lebens. Damit das überhaupt möglich ist, muß der Klient erfahren, daß er hier offen und ungeschützt reden, Gefühle zeigen und Schwäche zugeben kann; ohne deswegen ausgelacht, abgewertet oder verurteilt zu werden – wie er es vielleicht anderswo schon erlebt hat. Der Berater hat jetzt Zeit und bemüht sich, ihn zu verstehen; der Klient fühlt sich dadurch ernstgenommen. Er kommt in die Beratung, weil so vieles gegen ihn ist. So braucht er einen Berater, der für ihn ist; der sich nicht über ihn, sondern neben ihn stellt, der auch vor den dunklen Seiten nicht erschrickt, weil er selber seine eigenen dunklen Seiten kennt (5).

Meine Mutter hat damals im Luftschutzbunker eigentlich nichts anders gemacht, als was in solcher Beratung geschieht. Und in der Kirche müßte dies doch auch möglich sein.

Kirche wäre dann eine Gemeinschaft von Menschen, die nicht mehr zur Oberflächlichkeit verdammt sind, weil sie darauf vertrauen, daß auch in der Tiefe Gottes Gnade auf sie wartet. Sie wäre die „fellowship of the weaks“, zu deutsch: die Gemeinschaft der Schwachen, genauer gesagt: die Gemeinschaft der Menschen, die so stark sind, daß sie ihre Gefühle, Schwächen und Ängste nicht verstecken und verschweigen müssen. Jesus hat das auch nicht getan. Er hat vor Angst geschwitz (Lukas 22,24). Er hat geweint (Lukas 19,41) und Petrus und viele andere auch. Und man scheut sich nicht, solches auch noch zu veröffentlichen!

Ob unsere Pfarrer und die vielen kirchlichen und diakonischen Mitarbeiter überhaupt noch weinen können?

Eine solche Kirche wäre sicher anders: weniger ‚verkopft‘, weniger steif und distanziert; dafür den Menschen näher, unmittelbarer, offener, wärmer.

Dies wäre keine Kultur der Weinerlichkeit. Dies alles hat auch nichts zu tun mit der morbiden Sehnsucht, sich im Negativen, in Schrecklichkeiten und Ängsten zu verlieren. Im Gegenteil: Wer das Dunkle wirklich ausgesprochen hat, braucht's nicht dauernd zu wiederholen. Wer hinschaut, kann auch wieder wegschauen. Diese Erfahrung machen wir immer bei Menschen, die sich darauf eingelassen haben. Sie haben aus der Tiefe heraus geweint und können sich nun aus der Tiefe heraus freuen. Die Farben des Lebens werden intensiver.

Auch dies haben unsere Vorfahren gewußt: Sie haben an ihren Kirchen nicht nur die Dämonen, sie haben auch die Engel in Stein gehauen, pralle fröhliche, lachende Engel. Wer wirklich hinschaut, wird beide sehen.

„Trotz dem alten Drachen, Trotz dem Todesrachen, Trotz der Furcht dazu! Tobe, Welt, und springe; ich steh hier und singe in gar sicherer Ruh. Gottes Macht hält mich in acht, Erd und Abgrund muß verstummen, ob sie noch so brummen.“ (6)

Man muß dieses alte Kirchenlied wohl laut lesen um zu spüren, was drin steckt: viel Bedrohliches und viel Lebensfreude.

In den Psalmen finden wir ein sehr kühnes Bild: „Du, Gott, hast den Leviathan gemacht, damit zu spielen“ (Psalm 104, 26). Leviathan, das ist das große Ungeheuer, der Inbegriff des Schrecklichen und Bedrohlichen in dieser Welt – er hat nun seinen Schrecken verloren, ist zum Spielzeug geworden in Gottes Hand. Hier ist gar keine Angst mehr. So weit aber sind *wir* noch nicht, müssen's wohl aber auch noch nicht sein.

Anmerkungen

- (1) Immer noch lesenswert: Fritz Riemann, Grundformen der Angst, Reinhard Verlag, München
- (2) In der Beratung begegnen uns auch Menschen, die unter ähnlichen Luftschuttkellererlebnissen heute noch leiden und in ihren Lebensmöglichkeiten eingeschränkt sind. Mir fiel auf, daß sie – im Unterschied zu mir – in solcher Situation alleingelassen wurden.
- (3) Hierzu Sigrun Anselm, Freud als Aufklärer, in H.M. Lohmann, Das Unbehagen in der Psychoanalyse, Fischer-Taschenbuch 1983, S.40 ff
- (4) Das Bild des Schattens stammt von C. G. Jung, hat aber dort noch andere Komponenten
- (5) Das hier vorgestellte Beratungskonzept wird nicht von allen Beratern geteilt, es gibt auch eher distanzierende Konzepte
- (6) Strophe 3 aus dem Lied: 'Jesu meine Freude'

Liturgie und Diakonie

Gottesdienst und Dienst am Nächsten

Vortrag beim Diakonieausschuß Gießen (26. 10. 1987)

Heinz-Günther Gasche

Dies ist ein geläufiges Bild an vielen Sonntagvormittagen und in vielen unserer Kirchengebäude: die Gemeinde — zahlenmäßig meist klein — kommt zusammen, ein Mann — inzwischen sind es häufiger auch Frauen — zieht in die Kirche ein, schwarz gekleidet, mit weißem Einsatz (genannt „Bäffchen“) am Hals, ein paar Bücher unter dem Arm. Ein weiterer Mensch — Frau oder Mann — sitzt an der Orgel oder an einem Harmonium, spielt das Instrument zum Gesang der Gemeinde. In der Regel fungieren die beiden als „Allein-Unterhalter“, wobei obendrein nur der Mensch in Schwarz auch „etwas zu sagen“ hat. Auch in kleinen Kirchengemeinden sind aber sehr viel mehr Menschen tätig:

Küster,
Gemeindeschwester,
Erzieher/Erzieherinnen
im Kindergarten,
Helferinnen/Helfer
im Kindergottesdienst,
Sammlerinnen/Sammler für Diakonie- und andere Sammlungen,
Bezirkshelferinnen/Bezirkshelfer für besondere Aufgaben in der Gemeinde und natürlich Mitarbeiter in der Verwaltung, z.B. in Rentämtern, und natürlich auch in diakonischen Einrichtungen, den Kirchenvorstand nicht zu vergessen.

Wo sind sie alle am Sonntagvormittag? Vor allen Dingen aber: Warum kommen sie nicht oder nicht genügend zu Wort und liegen so mit ihren Erfahrungen genau an der Stelle brach, an der sie so wichtig einzubringen wären, nämlich im Gottesdienst? Warum hat im Gottesdienst — und leider auch sonst häufig — nur einer, nämlich der Pfarrer, das Sagen?

Wonach fragen wir also, wenn wir nach „Liturgie und Diakonie“ fragen? Das Thema ist für beide gleichermaßen aktuell, für die Liturgie wie für die Diakonie.

Jesus — der Diakon

Jesu Zeitgenossen warteten auf das Reich Gottes, auf den kommenden Messias (griechisch : Christus, deutsch: Gesalbter, der der Römerherrschaft und überhaupt aller gottlosen Herrschaft auf der Erde ein Ende machen würde). Und dann kommt Jesus aus Nazareth; er kommt anders, als viele sich das gedacht haben. Er kommt als Mensch unter Menschen, er macht die kommende Herrschaft bekannt, und er heilt Menschen. Er sagt: Jetzt ist das Reich Gottes mitten unter euch. Es ist in der Weise unter euch, daß es als Dienst an den Ärmsten, als Diakonie, geschieht.

Diakonie, Dienst an anderen, ist der Vorgriff des Diakons Jesus auf die erlösende Zukunft! Das endgültige Heil wirft im diakonischen Handeln bereits seine Strahlen voraus. Die Herrschaft der Not, des Todes und des Teufels sind bereits entmachtet. Zunächst zeigt sich das punktuell: wenn Kranke geheilt werden, Hunger gestillt wird, Menschen Zuspruch und Trost empfangen, dann bricht das Neue in unsere Welt hinein.

Deshalb fragt auch der Menschensohn-Richter am Ende nicht einfach „nur“ nach dem Glauben — so gewiß alles am Glauben hängt —, sondern nach dem Glauben, der in der Liebe tätig wird (Gal. 5, 6) und der sich ebenso äußert: „Was ihr getan habt einem unter meinen geringsten Brüdern ...“ (Matth. 25).

Die ersten christlichen Gemeinden hatten eine diakonische Struktur. Die neuere frühkirchen-



geschichtliche Forschung – hier ist z.B. an die Arbeiten von Schille oder Theissen zu denken – rechnet der neuen Sozialform „diakonische Gemeinde“ eine erheblich größere Bedeutung für die Attraktivität und Faszination des urchristlichen Christentums zu, als das früher gesehen wurde.

Der Bezugsbegriff ist die „leiturgia“: dies ist ein sehr komplexes Wort. Es bedeutet in urchristlicher Zeit sowohl das Kultische als aber auch das ganze Leben der Christen (einschließlich ihrer staatsbürgerlichen Existenz; d.h. also, „leiturgia“ ist auch ein „politischer“ Begriff). Der inneren Absicht nach steckt das Element der Dankbarkeit Gott gegenüber in diesem griechischen Wort. Zugleich meint es auch das Sozialverhalten, sozusagen den Gottesdienst im Alltag. Ebenso ist aber auch die explizite diakonische Tendenz dem Wort „leiturgia“ eigen: u.a. meint es den Armendienst. Schließlich gewinnt es sogar noch eine kosmische Dimension, bedeutet den himmlischen Gottesdienst.

In dem Wort „leiturgia“ wird der Dienstbegriff vergeistet und der Gottesdienstbegriff lebenspraktisch. Der Liturg und der Diakon rücken in unmittelbare Nähe zueinander.

Von der diakonischen Funktion der Liturgie

Der Gottesdienst der heidenchristlichen Gemeinde in Korinth könnte etwa so ausgesehen haben: Da erhoben sich Zungenredner, sprachen von ihren Eingebungen und von der erwarteten geheimnisvollen Zukunft. Während einer noch am Reden war, sprangen auch andere auf und begannen gleichfalls in Zungen zu reden. Wieder andere begannen damit, die Zungenreden zu deuten. So redeten viele laut durcheinander. Es war ein großes Gewirre. Da-

zwischen wurden Kranke hereingebracht; man versuchte mit inbrünstigen Gebeten, sie zu heilen, Dämonen auszutreiben.

Die Gemeinde in Korinth geht auf Paulus zurück. Er hat diese Gemeinde geliebt, er hat mit ihr auch gestritten. In seiner Auseinandersetzung argumentiert er u.a.: „In der Gemeinde will ich lieber fünf verständliche Worte reden, um auch andere zu belehren, als zehntausend Worte in der Zungenrede“ (1. Kor. 14, 19). Nicht, daß Paulus ein „geistloser“ Christ gewesen wäre! Er bekennt sich zu seiner visionären Weisheit (z.B. 1. Kor. 2,6 ff.; 2. Kor. 12,1 ff). Das Enthusiastische, diese Zeichen von Begeisterung, gehört so sehr zu seiner Persönlichkeit, daß ihm Kritiker vorwerfen, er sei von Sinnen (2. Kor. 5,13).

Paulus hingegen sieht die Menschen, ihm liegt an der Gemeinschaft der Menschen im Gottesdienst. Darum bündigt er das Enthusiastische! Zwei große Gedanken wirft er in diesen aufgeregten Gottesdienst hinein: „Gemeinschafts-sinn“ und „Ordnung“. Im Gottesdienst soll Ordnung sein, damit Gemeinschaft entstehen kann. Gott ist kein Gott der Unordnung, – sondern des Friedens! Dieser Einsicht ist die leiturgia als Gottesdienststörung oder als geordneter Gottesdienst zugeordnet.

Von Anfang an steht der christliche Gottesdienst in einem Spannungsfeld, und von Anfang an löst die leiturgia eine Spannung: Einerseits soll im Gottesdienst ein Wissen und die Vergewisserung von Komplexität, von den großen Zusammenhängen, in die Gott den Menschen stellt, vermittelt werden, im Grunde die ganze Fülle der Zusagen Gottes, der Geschichte seines Heils, der Freudennachricht.

Andererseits kann gottesdienstliche Gemeinschaft nur durch einschränkende Strukturierung und durch Konzentration auf einiges aus dem Komplexen gelingen.

Die Liturgie schafft den Ausgleich zwischen der Vielfalt und dem, was dem Menschen zuträglich ist, sie vermittelt zwischen der Fülle religiöser Erfahrungsmöglichkeit und den Wahrnehmungsmöglichkeiten des Menschen (in der Sprache des Religionssoziologen geht es um die „gnädige“ Reduktion von Komplexität; so Niklas Luhmann).

Es ist somit gar nicht verwunderlich, daß derra Liturgiebegriff etwas Diakonisches eignet. Die ganze Liturgie hat etwas überaus Diakonisches in sich. Jede Gottesdienstordnung, die in der langen Geschichte der christlichen Kirche entworfen und praktiziert wurde, löst die o.g. Grundspannung für die Gemeinde auf je eigene Weise, ist geordnete Komplexität, dem Menschen zugute und der möglichen Erfahrbarkeit des Heils zugute.

Der Ursprung der Diakonie im Leben der Gemeinde

Die Evangelien des Neuen Testaments sind eigentlich — wie ein Ausleger einmal festgestellt hat — nichts anderes als Passionsgeschichten mit mehr oder weniger langem Vorspann. Und es ist kein Zufall, daß in diesen Evangelien innerhalb der Passionstradition der Diakoniebegriff besonders häufig vorkommt. Der Blick in eine Konkordanz kann dies unschwer erkennen. Jesu ganzer Lebensweg, in Sonderheit aber sein Leiden und Sterben und Auferstehen, werden als Diakonie, als Jesu Dienst den Menschen zugute gedeutet. Dies ist die kühnste Korrektur der alten messianischen Erwartung!

In der Mahlfeier, im Abendmahlsgottesdienst, also im Sakrament des Tisches wird in den ersten christlichen Gemeinden Leiden, Sterben und Auferstehen Jesu bezeugt und aktualisiert. Darum hat die Diakonie der Gemeinde hier ihren ersten „Sitz im Leben“. Die Armenspeisungen, die früheste Form gemeindlichen Armeendienstes, findet in dieser Mahlfeier statt. Diakonie geht gleichsam vom Tisch des Herrn aus und geht wieder dorthin zurück als Danksagung. Es ist gut, daß unsere katholischen Mitchristen diese Bezeichnung für die Mahlfeier erhalten haben und bis heute gebrauchen: Eucharistie, zu deutsch: Danksagung.

Die theologische Fachliteratur, die sich dieses Themas annahm, hat deutlich nachgewiesen, daß der Diakonie-Komplex viel unmittelbarer zum Zentrum christlichen Heilsgeschehens gehört, als dies unsere idealistisch-theologische Tradition glauben machen will (vgl. Arbeiten von Theissen, Schottroff, Philippi, Albert, Seibert u.a.).

Der Ort und die Chance des Gebetes

Das Gebet gehört zur leiturgia — und zur diakonia. Es bestehen komplexe Beziehungen zwischen Sprechen, Denken, Fühlen, Wollen und Tun; die modernen Kommunikationswissenschaften haben dies nachgewiesen. Der auch in der theologischen Tradition häufig bemühte Gegensatz zwischen Sprechen und Tun, zwischen Wort und Werk, erweist sich in solchem Zusammenhang allerdings als theoretisch und zum Teil auch als konstruiert: Sprechen kann sehr wohl als eine abgekürzte Form des Tuns verstanden werden. Im Extremfall wird Gesprochenes zum Tatersatz. Diese modernen Einsichten im Sprachverständnis decken sich

mit biblischen Auffassungen: Im 1. Mosebuch fallen im Schöpfungszeugnis Gottes Sprechen und sein Tun zusammen.

Das liturgische Gebet ist eine Sprachform, die ganz Verschiedenes ausdrücken kann:

- ein Befragen Gottes in Form einer Bitte,
- eine Auseinandersetzung, ein Ringen mit Gott, ja sogar eine Anklage Gottes,
- ein Eintreten für andere vor Gott in Form der Fürbitte,
- ein Schrei, ein Ruf um Hilfe,
- auch Eingeständnis von Schuld, also: Sündenbekenntnis,
- Bekenntnis des Glaubens als Ausdruck des Einverständnisses (nach G. Ruhbach).

Das Gebet als Gabe an uns Menschen, als Erlaubnis, uns an Gott zu wenden, ist selbst Diakonie. Es handelt – in dreifacher Weise –

- vom Dienst Gottes an uns, von Gottes Diakonie, die stets der unsrigen vorausgeht,
- vom Dienst gegenüber anderen Menschen, die ich vor Gott bringe,
- vom Gottes-Dienst: weil hier auch Hören, Antworten und Hingabe des Glaubens geschehen können.

Das Gebet, speziell auch das liturgische Beten, ist diakonisches Sprachgeschehen.

Die Anwesenheit von Diakonie in der Liturgie

Dies ist thematisch wie personal gemeint. Im 6. Kapitel der Apostelgeschichte wird die Einsetzung von sieben zu Tische dienenden Männern bezeugt, ein Vorgang, der als Urzelle diakonischen Ämterwesens gesehen werden muß. Aus dieser Schilderung geht zweierlei hervor:

die klare Unterscheidung zwischen der Verkündigung und der praktischen Hilfe einerseits; andererseits ist hier ein Modell liturgischer Verzahnung von beidem gegeben: Diakonie und Verkündigung gehören zunächst liturgisch zusammen. Das Gebet ist die Aussendung. Der Aussendungscharakter der Diakonie weist auf einen unaufgebbaren Zusammenhang hin: Diakonisches Handeln ist stellvertretendes Handeln für die christliche Gemeinde. Deshalb bedarf die Diakonie der Einbindung in die Praxis der gemeindlichen Versammlung. Zusammenhanglos geschehende Diakonie nähme die Gemeinde aus ihrer Verantwortung heraus.

Zu den Rechten und Pflichten des diakonischen Amtes gehörten seinerzeit nicht nur soziale, caritative, pflegerische Tätigkeiten, sondern auch Rechte und Pflichten im gottesdienstlichen Bereich. Bereits im 2. Jahrhundert hatte sich der liturgisch-diakonische Charakter des Gottesdienstes dergestalt gefestigt, daß es zu Funktionsteilungen zwischen Liturg und Diakon kam. Diakone verantworteten die Lesungen, assistierten auch bei der Spendung, leiteten den Gemeindegesang und die Gebete, sie übten offiziell die „stille Wache über der Ordnung“ des Gottesdienstes. Oft predigten sie auch.

Es war wohlbegründet, daß im Gottesdienst nicht einer allein amtieren sollte. Der Vielfalt gemeindlicher Lebenswirklichkeit und Wirksamkeit sollte die Vielfalt der von ihr beauftragten Personen entsprechen – und sie alle sollten sich im gemeinsamen Dienst um den Tisch des Herrn versammeln. Wir haben es mit einer frühen Gestalt allgemeinen Priestertums zu tun, das den Streit um die liturgische Amtsanmaßung noch nicht kannte.

In Gemeinden mit reformierter Tradition finden wir auch heute noch etwas von diesem Miteinander von Liturg und Diakon (z.B. in den reformierten Gemeinden in Frankfurt; ebenso in Holland). Dort ist die diakonische Kompetenz der liturgischen Stücke schon personal gewährleistet: vor allem die Fürbitten und die Kollektenempfehlungen kommen aus unmittelbarer Betroffenheit, aus den Erfahrungen im Dienst gemeindlicher Diakonie.

Man muß bedenken, wieviele Menschen in unserer Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau in diakonischen Berufen arbeiten: Vermutlich sind es über 16.000 Personen! In den meisten Kirchengemeinden wohnen Diakonienmitarbeiterinnen und -mitarbeiter: Heimleiter, Sozialarbeiter, Diakone, Krankenpflegerinnen und Krankenpfleger, Psychologen, Ärzte, Erzieherinnen und Erzieher, Entwicklungshelferinnen und -helfer, aber auch Handwerker (die

z.B. in „Werkstätten für Behinderte“ arbeiten), auch Mitarbeiter in der Verwaltung. Wieviel diakonische Erfahrung wird für unsere Gottesdienste **nicht** in Anschlag gebracht! Wieviele diakonische Impulse aus der Unmittelbarkeit des Dienstes liegen brach, werden nicht „abgerufen“!

Die empirischen Untersuchungen über die Situation und die Perspektiven unserer Kirche zeigen, daß die Mehrzahl der Kirchenmitglieder eine sozial engagierte und gesellschaftlich kompetente Kirche will. Dieselben Studien zeigen aber auch, daß viele an der sozialen Kompetenz der Kirche zu zweifeln beginnen. Viele zweifeln daran, ob es ausreichend war, ihr soziales Gewissen in gewisser Weise an die Pfarrerschaft zu delegieren. Daher wandert, vor allem bei jüngeren Menschen, viel Engagement ab, wandert aus der Kirche aus.



Zum Schluß: Es wäre höchste Zeit zu bedenken, wie die soziale Kompetenz so vieler, die in Diakonie erfahren sind, für die Liturgie genutzt werden kann! Aus der diakonischen Arbeit heraus sind in den letzten Jahren zahlreiche gottesdienstlich-liturgische Impulse gekommen. Nahezu alle Themen der Diakonie gibt es auch „für den gottesdienstlichen Gebrauch“. Die Schriftenreihe „danken und dienen“ enthält z.B. solche sprachlichen Umsetzungen, leistet diesen Dienst seit vielen Jahren schon. Die Zeitschrift des Diakonischen Werks in Hessen und Nassau „Weltweite Hilfe“ veröffentlicht seit Jahren liturgische Texte zu jeweils aktuellen Problemen und Anlässen der Diakonie. Hier hat sich ein junger Mitarbeiter – Heinz-Günter Beutler – in besonderer Weise verdient gemacht (vielleicht ist es bezeichnend, daß seine bisher erschienenen vier Bücher mit liturgisch-diakonischen Texten im katholischen Patmos-Verlag herausgebracht wurden und sich im katholischen Bereich guter Resonanz erfreuen können, während evangelische Verlage bisher kein Interesse bekundeten).

In der Diakonie gibt es geistliches Leben, das der gesamten Kirche zugute kommen muß. Viele Texte zeugen davon, sie können helfen, die Liturgie der Gemeinde zu bereichern, ja, sie sozial kompetent und relevant zu machen. Es ist Aufgabe der Diakonie, vielen einzelnen Menschen in unserer Gesellschaft zu einer Resozialisierung zu verhelfen; vielleicht bedürfen auch unsere Gottesdienste in vielen Hinsichten solcher „Resozialisierung“.

Einer der jüngst entstandenen Texte von Heinz-Günter Beutler unter der Überschrift „Arche“ gibt ein gutes Beispiel von der hier be-

Laßt uns zusammenrücken,
es wird eng werden.

Arbeit geht uns aus
und soziale Achtung.
Luft geht uns aus,
und der Boden wird sauer.

Machtgefälle
werden **zu** Landschaften
und zu Ungerechtigkeiten
im Alltag.

Wohlstand trägt Früchte,
Armut geht um.
Fremde werden unbeliebt.

Massen bleiben
auf der Strecke.

Laßt uns zusammenrücken,
es wird eng werden.

Der Mensch erleidet Schiffbruch
in dem Müll seiner Zivilisation.
Wir aber wollen gegen den Unmut leben,
gegen die Angst hoffen
und gegen den Schrecken lieben.

Laßt uns zusammenrücken,
es wird eng werden,
aber keiner soll erfrieren.

(aus: H.-G. Beutler, Krippe und Kreuz, Düsseldorf 1987)

Im Blick auf „Liturgie und Diakonie“ wollen wir uns nicht mit dem Hinweis beschränken: „Laßt uns zusammenrücken“, sondern vielmehr den Appell ausrufen: Laßt zusammen, was zueinander gehört.